Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Dreißigster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1844.

Schwester Anna.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Dritter Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1844.

Erstes Kapitel.

Fest, Mittagsmahl, Kunstfeuerwerk und Ueberraschung.

In Grenoble angekommen, verlangte Dubourg das Mittagessen. Man bediente sie wie gewöhnlich. — „Was ist das für ein Essen?... sagte Dubourg, der wieder aufbegehrte, weil er Geld in der Tasche hatte, wir müssen andere Speisen und besonders andere Weine haben.“

Der Wirth kam herauf und stellte den Herren vor, daß ihre Rechnung schon sehr groß sei, weil, abgesehen von der Wohnung und Verköstigung, ihr junger Gefährte alle Pferde des Hauses rehe geritten habe. Statt aller Erwiderung zog Dubourg einen Fünfhundertfrankenschein aus der Tasche, gab ihn dem Wirth und sagte mit der Kaltblütigkeit eines Großen zu ihm: „Machen Sie sich bezahlt.“

Der Wirth starrte ihn mit seinen kleinen Augen erstaunt an und sperrte Maul und Nase auf vor Verwunderung, verwickelte sich in einige entschuldigende Redensarten, versicherte zuletzt, daß er seine Rechnung machen werde, aber hoffe, daß die Herren bei ihm bleiben, er werde ihnen, wenn sie es wünschen, Muskatwein zum Essen schicken.

Als er weg war, sagte Herr Menard, der beinahe eben so komisch aussah, als der Gastwirth, zu

Dubourg: „Haben Sie denn Geld aus Polen erhalten, Herr Baron? — Freilich, Herr Menard... glauben Sie denn, man sei bei mir lange ohne Geld! ... — Ich sah doch den Kurier nicht, der... — Er kam gerade während Sie schliefen. Die Hauptsache ist, daß wir jetzt überall hinkönnen und nicht wie Schulfüchse daheim bleiben und Andern zusehen müssen, was eben gar nicht nobel ist. Zum Beginne gehen wir morgen zu unserem Freunde Chambertin; damit er uns aber nach Verdienst behandelt, bin ich der Ansicht, wir sollten ihm sogleich einen Expressen zuschicken, der ihm unsern Besuch ankündigt. Was halten Sie davon, Herr Menard? — Ich glaube, dies würde keine schlechte Wirkung hervorbringen, Herr Baron."

„So schaffen Sie mir einen Küchenjungen her, dem man Ihr Flanellleibchen anzieht und meine Morgenmütze aufsetzt, damit er englisch aussieht. Unterdessen will ich meine Epistel niederschreiben."

Menard suchte einen kleinen Burschen auf, den man zu einem englischen Jockey stempeln konnte, und Dubourg schrieb während der Zeit folgenden Brief:

„Der Baron Ladislaus Potoski, Woywode von Rava, u. s. w., u. s. w., u. s. w., hat die Ehre seinem achtungswerthen Freunde von Chambertin-Allevard die Nachricht mitzutheilen, daß er morgen in Begleitung des gelehrten Menard bei ihm in seinem Schlosse eintreffen wird. Der Baron Potoski küßt der Frau von Chambertin-Allevard die Hand."

Als dieses Billet fertig war, gab man es dem in

einen Kurier verkleideten Jungen, der sich für die Belohnung von hundert Sous sogleich auf den Weg machte und es an seine Adresse besorgte.

Herr und Madame Chambertin wollten sich gerade zu Bette legen, als der Junge bei ihnen ankam. Es war bereits halb zehn Uhr, und auf dem Lande scheinen Einem die Abende, wenn man sich nicht auf Schriftstellerei, Malerei oder Gärtnerei legt, sehr lang. Herr von Chambertin hatte zwar den Abend durch Violine gespielt und Madame eine neue Romanze heruntergeschunden, dann hatte man von dem polnischen Edelmann gesprochen, an dessen weiterem Besuche man verzweifelte, und der Herr hatte bei dieser Gelegenheit gesagt: „Es wundert mich! er hat mir doch sein Wort gegeben, wiederzukommen;" worauf Madame seufzend hinzugefügt: „Mich wunderts noch weit mehr!..."

Das Geräusch des anlangenden Boten störte Herrn von Chambertin im Augenblicke, als er gerade in das eheliche Bett hineinsteigen wollte. Er zögerte deßhalb, obgleich seine Frau zu ihm sagte: „Legen Sie sich doch nieder, unsere Leute können ja Auskunft geben." Wer konnte aber so spät noch kommen?... Man pochte an dem Schlafzimmer: Lunel war es, der durchs Schlüsselloch hindurch rief, es sei ein Bote vom Herrn Baron Potoski da.

Bei diesem Namen zog Herr Chambertin sein Bein, welches er in der Absicht, ins Bett zu steigen in die Höhe gehoben hatte, rasch zurück, verlor das Gleichgewicht und fiel auf den Teppich nieder, indeß

Madame Chambertin, sobald sie den Namen des Barons gehört hatte, sich lebhaft im Bette aufrichtete, und mit aller Gewalt einen Spiegel verlangte, um ihre Haare zu ordnen. Ihr Mann stand auf, eilte nach seinem Schlafrocke und rief Lunel zu: „Ich komme, Lunel, ich komme gleich... Machen Sie doch schnell, Herr Chambertin, schrie Madame, es hat Eile, ich kann nicht länger warten ...“

Herr Chambertin war der Meinung seine Frau begehre etwas Anderes, reichte ihr einen Nachttopf hin und öffnete Lunel eilends die Thüre, dieser trat sodann in Begleitung des Jockeys ein, während Madame Chambertin, wüthend über den Mißgriff ihres Gatten, vorsichtig die Bettvorhänge zusammenzog, damit sie nicht in solcher Situation gesehen werde.

Herr Chambertin nahm den ihm überbrachten Brief ab. Er las ihn durch, und bei jedem Worte wurde sein Antlitz freudestrahlender, er konnte endlich nicht mehr an sich halten, und rief aus: „Der Baron kommt... er heißt mich von Chambertin-Allevard... Frau, er küßt Dir die Hand, u. s. w....“ damit riß Chambertin die Vorhänge aus einander und stieß mit dem Kopfe an das Geschirr, welches ihm seine Frau eben zurückgeben wollte, und dabei schrie: „Nehmen Sie sich doch in Acht... was machen Sie denn?... — Von Chambertin-Allevard! rief er wiederholt aus, während er nach dem Gegenstande griff, woran er sich gestoßen, und damit im Zimmer auf und abrannte; Allevard ... wie wenn ich Herr des Dorfes wäre... ich bin es zwar beinahe... und

dem Baron werde ich es zu verdanken haben, wenn ich es bald ganz bin.“

„Stellen Sie das Geschirr doch nieder, stellen Sie es irgend wo hin,“ rief Madame ihrem Gatten zu, der nicht mehr wußte, was er that; dann befahl sie Lunel, dem Boten eine Erfrischung zu geben, und sagte zu diesem, sein Herr und dessen Freund werden mit gebührender Auszeichnung empfangen werden.

Der Bote entfernte sich wieder. Chambertin warf sich in einen Lehnstuhl und Madame legte sich auf's Kissen zurück; aber der eben empfangene Brief ließ die beiden Gatten nicht zum Schlafe kommen. Herr Chambertin überlas das Schreiben noch einmal; besonders der Titel von Allevard schmeichelte ihm. — So heißt unser Dorf. — Ja, wenn man aber den Namen des Orts hinter den meinigen setzt, so werde ich dadurch geadelt. — Sie wissen ja, daß dieses in Paris gebräuchlich ist; lassen sich nicht zwei unserer Nachbarn nach dem Namen ihres Heimathortes nennen: Herr Gerard von Villers-Coterets, und Herr Leroux von Ermenonville; schon seit sechs Monaten fordere ich Sie auf, Sie sollen sich von Chambertin-Allevard heißen, aber Sie folgen mir ja nicht!... — Meine liebe Freundin, nun, da mir der Herr Baron diesen Titel verliehen hat, werde ich ihn nicht mehr aufgeben, und mich auch nicht mehr anders unterzeichnen. Frau, morgen veranstalte ich ein Fest. — Ich hoffe es. — Ein Essen, einen Ball, ein Conzert, ein Kunstfeuerwerk; man hat, glaub ich, in dieser Gegend noch nie eines abgebrannt, das macht ein

rasendes Aufsehen!... Ich lade die Vornehmsten aus der ganzen Umgegend ein... — Ich lasse mich à la feronière frisiren, das steht mir gut... — Ich lasse Alles illuminiren... — Ich ziehe mein Schleppkleid an ... — Mit buntfarbigen Gläsern... — Einen geschmackvollen Gürtel... — Pechfackeln müssen in den Hof... — Meine kirschrothen Schuhe... — So groß man sie nur bekommen kann... — Eine Echarpe... — Das Haus muß mit Blumen geziert werden... — Mein Perlenhalsband... — Und Freudenschüsse sollen den Baron empfangen..."

Der Wirth hatte seine Rechnung gemacht und so eingerichtet, daß er gerade fünfhundert Franken zu fordern und dem Herrn Baron nichts mehr zurückzugeben hatte. Ein Anderer als Dubourg würde es etwas theuer gefunden haben, wenn man für die kahlen Knie von einem Paar Pferde, die man nicht einmal mehr an den Karren gebrauchen konnte, hundert Thaler verlangt hätte; dieser gab sich aber nicht lange mit dem Durchsehen der Rechnungen ab, sondern verlangte von dem Gastwirth bloß ein hübsches Tilbury für den folgenden Tag und zwei von dessen Leute, die sein Gefolge vorstellen könnten.

Hierauf zählte Dubourg sein Geld durch, woraus sich ergab, daß er im Besitze von viertausend fünfhundert Franken war. Dies war mehr als erforderlich um das Zehnfache zu gewinnen. Er rechnete sicher darauf, sich von dem Hüttenmeister wieder so viel anzueignen, als ihm der Chevalier und der Manschettengraf abbetrogen hatten.

Am folgenden Tag gegen zwölf Uhr machten sich Dubourg und Menard nach Allevard auf, wo sie bis zum Essen einzutreffen gedachten. Da der Gastwirth in der Stadt kein Tilbury bekommen konnte, so mußten sich die Herren mit einem gelben, zweisitzigen Charabanc begnügen. Dubourg und Menard nahmen den Vordersitz ein, auf den zweiten setzte man die beiden Bursche, denen man Jacken und Beinkleider von verschiedenen Personen angezogen und große Jagdmützen auf den Kopf gesetzt hatte, wodurch sie auch in der That völlig fremdartig aussahen. Dubourg prägte ihnen noch insbesondere ein, sich zu stellen, als ob sie kein Französisch verständen, und sich nur durch Zeichen und Geberden auszudrücken, damit man sie für zwei kleine Polen halte; die beiden Jockey's versprachen, pflichtlich zu gehorchen.

Man fuhr weg; Dubourg kutschirte, aber obgleich man die zwei besten Pferde des Gastwirths verlangt hatte, konnte er sie doch nicht zum galloppiren bringen. Nur im schwachen Trab gelangten sie vorwärts, weßhalb ihre Fahrt sehr verzögert wurde. Menard befürchtete, man speise ohne sie, und Dubourg war höchlich geärgert, daß er nicht mit einem Schnellwagen bei Chambertin vorfahren konnte.

Es war halb fünf Uhr, als man das Dorf Allevard erblickte. Dubourg trieben seine Pferde den Angstschweiß aus... endlich näherte man sich Chambertins Haus, vor welchem eine Masse Menschen versammelt waren. Nun sagte Dubourg zu Menard: „Geben Sie den Pferden einen Stoß, damit

wir wenigstens in gestrecktem Trab hineinfahren.“ Aber gerade als Menard den Arm vorstreckte, um den Rennern einen Puff zu geben, ertönte ein allgemeines Freudengeschrei: „Da sind sie! da sind sie!...“ Vier Flintenschüsse wurden nach einander abgefeuert und zwei Violinen und eine Clarinette spielten die Ouverture aus der „Karavane“ auf; die beiden Pferde, welche die Musik und das Schießen erschreckte, wurden scheu und zogen den Charabanc rechts am Wege einen Berg hinauf, statt gerade auf das Haus zuzufahren. Dubourg rief aus der Ferne her: „Das ist herrlich... wunderhübsch!...“ Menard, der fürchtete, umgeworfen zu werden, bat ihn: „Nehmen Sie sich doch in Acht, Herr Baron, unsere Pferde gehen durch;“ und Herr Chambertin, welcher schon um zwei Uhr hatte illuminiren lassen wollen, sagte zu seiner Gesellschaft: „Sehen Sie, wie mein Freund, der Baron, seinen Wagen so kunstvoll leitet... er fährt absichtlich den Berg hinauf, um uns eine Probe seiner Geschicklichkeit zu geben.“

Abwärts rasten die Pferde noch viel stärker, und das leichte Gefährt war jeden Augenblick in Gefahr, durch Anstoßen an den Steinen oder Einsinken in Vertiefungen umgeworfen zu werden. Menard zitterte, die beiden Jockey's schrieen, aber Dubourg rief ihnen zu: „Seid still, Dummköpfe... ich habe euch ja verboten, Französisch zu sprechen... doch seid ruhig, ich stehe für Alles.“ Der Wagen fuhr mit Windesschnelle; glücklicherweise eilten aber die Pferde dem Hause zu; statt jedoch ins große Hofthor einzufahren,

rannten sie gewaltsam gegen die Mauer; der Stoß war so heftig, daß Dubourg, während er ausrief: „Ich stehe für Alles!“ herunterstürzte und die beiden Jockey's auf das Gras purzelten. Menard allein blieb auf seinem Sitze, an den er wie angenagelt schien.

Niemand war übrigens verwundet; Dubourg stand lachend wieder auf, begrüßte die Gesellschaft, und versicherte, so steige man in Polen vom Wagen. Menard trat, stolz, nicht gefallen zu sein, ins Haus, und ordnete seinen Jabot; die beiden Jungen hielten sich den Hintern, und streckten ihn Lunel hin, als er sie fragte, ob sie verwundet seien.

Dubourg wurde auf's Liebenswürdigste empfangen. Herr Chambertin war selig; der Baron hatte ihm die Hand gedrückt und ihn seinen theuern Freund genannt; Frau von Chambertin war nicht minder vergnügt. Denn der erlauchte Fremde hatte während der Begrüßung zu ihr ins Ohr gesagt: „Ich habe seither nur an Sie gedacht.“ Die ganze Gesellschaft schien entzückt, in der Umgebung eines Edelmannes zu sein, der gegen Jedermann so herablassend und so freundlich war.

Herr Chambertin hatte etwa vierzig Personen eingeladen; es waren dies die reichsten Gutsbesitzer der Umgegend, der Maire, der Notar, der Gerichtsschreiber, der Hüttenmeister und einige aus Paris und Lyon angekommene Fremde, kurz, wen er für würdig gehalten, die Gesellschaft des Herrn Barons zu theilen.

Man setzte sich zu Tische. Dubourg erhielt den

Ehrenplatz neben der Dame des Hauses, und Menard ward das Glück zu Theil, wieder Herrn Fondant zum Nachbarn zu haben, der zwar nicht mehr sprach, als das letzte Mal, aber im Einschenken und Präsentiren der Speisen sehr aufmerksam war.

„Ich hoffe, sagte Chambertin, daß sowohl der Herr Baron als Herr Menard einige Tage bei uns verweilen werden. — Ja, ich habe meine Angelegenheiten so geordnet, daß ich einige Zeit an diesem lieblichen Orte zubringen kann, deßgleichen auch mein Freund Menard.“

Während er diese Worte sprach, stieß er Madame Chambertin mit dem Knie, diese schluckte eben ein Stück Geflügel, um einen unvorsichtigen Seufzer zu unterdrücken. Herr Menard verbeugte sich, und Chambertin fuhr fort: „Ich bedaure einzig nur, daß Sie Ihren Freund, den Grafen von ... von ... kurz einen Grafen nicht mitgebracht haben... — O! Das ist ein Sonderling, versetzte Dubourg, der flieht die Gesellschaft. Ich habe ihm meine Leute mit meiner Berline zurückgelassen, und nur meine zwei kleine Polen mit mir genommen... — Ach! das sind Polen... sie sind hübsch, ich habe sie für Kosacken gehalten.“

In diesem Augenblick kam Lunel und meldete Dubourg, seine beiden Jockey's geberden sich wie toll in der Küche und geben auf keine Frage Antwort. „Potz Tausend! das wundert mich nicht, sie verstehen kein Französisch. — Laßt des Herrn Barons Leute machen, sagte Chambertin, und sucht ihre Zeichen zu verstehen.“

„Schöne Zeichen, sagte Lunel vor sich hin, sie langen mit den Fingern in die Saucen und putzen sie an ihren Hosen ab.“

Dubourg's Munterkeit und des gelehrten Menard's Eßlust übten auf Jedermann eine günstige Wirkung aus. Man lachte, scherzte, schwatzte, aß und trank. So oft Dubourg sprach, hieß Herr Chambertin die Gesellschaft schweigen, mit den Worten: „Wir wollen hören, was der Herr Baron sagt.“

Beim Nachtisch fing Herr Frossard zu singen an; aber Dubourg sagte: „In vornehmen Gesellschaften singt man nicht mehr,“ daher hieß Chambertin Herrn Frossard stille sein und rief ihm zu: „Man singt nicht mehr... was fällt Ihnen doch ein?...“

Aber der dicke Frossard war an das Singen gewöhnt und kümmerte sich nichts um Chambertin's Einwürfe, daher bat der Hausherr seine Gäste, sich in den Concertsaal zu begeben, wo die musikalische Unterhaltung ihren Anfang nehmen sollte, wobei, wie er hoffte, das Trinklied des Hüttenmeisters für eine Roulade gehalten werden würde.

Man hatte ein Fortepiano und eine Harfe kommen lassen, eine Frau und ein Fräulein aus der Umgegend spielten der Gesellschaft ein Thema mit sechsunddreißig Variationen vor. Der Maire nahm seine Baßgeige, der Notar eine Violine zur Hand; man überreichte Dubourg, der vorgegeben hatte, er spiele alle Instrumente, ein Waldhorn, dieser erklärte aber, er könne nur auf einem englischen Waldhorn blasen, und übergab das Instrument Herrn Menard, den er vor

einem Notenpult Platz nehmen ließ; Menard sah ihn mit erstaunter Miene an, allein Dubourg raunte ihm ins Ohr: „Blasen Sie nur ganz keck.“

Herr Menard, der sich bei Tische recht gütlich gethan, hatte keine Ahnung, nahm das Waldhorn, führte das Blaseloch zum Munde, blies und verdrehte dabei die Augen. Man fing ein Trio an, wozu Dubourg den Takt schlug. So oft das Waldhorn ertönen sollte, hörte man nichts, denn Menard strengte sich vergebens an, er traf das Blaseloch nicht; allein Dubourg schien befriedigt, und sagte, gegen die Gesellschaft gekehrt: „Ich habe nie ein so zartes Spiel gehört! man sollte gar nicht glauben, daß es ein Waldhorn ist.“ Jedermann applaudirte und Menard sprach, als das Musikstück beendigt war, zu sich: „Ich kann Waldhorn spielen und wußte es nicht einmal!...“

Endlich war das Conzert aus; Dubourg sprach vom Spiele und bald waren die Tische gerichtet. Man spielt in Gesellschaftssälen selten Triktrak, aber Dubourg behauptete, man spiele am polnischen Hofe nichts anderes, deßhalb ließ Chambertin sogleich ein Damenbrett herschaffen, und erklärte, daß innerhalb acht Tagen viere in seinem Spielsaal sein müßten. Dubourg und der dicke Frossard setzten sich davor, und Herr Chambertin sah ihnen zu, obgleich er es nicht verstand.

Dubourg war im Glücke; sein Gegner mußte weichen; er hatte das Spiel höher hinaufzutreiben gewußt, und bereits etwa zwanzig Louisd'ors

gewonnen, als im Garten ein fürchterliches Gekrache entstand.

„Das ist das Feuerwerk, rief man von allen Seiten; und die Gesellschaft eilte in den Garten. — Der Teufel soll das Feuerwerk holen, sagte Dubourg, jetzt wäre mir einmal Fortuna günstig gewesen!“ Er bemühte sich vergebens, den Hüttenmeister zurückzuhalten, dieser lief auch dem Feuerwerk nach. Dann blieb Dubourg auch nichts Anderes übrig.

Er verließ den Saal. Das Feuerwerk war am Ende des Gartens. Dubourg begegnete Madame Chambertin, die sich eben nach dem Herrn Baron umgesehen hatte, und vielleicht die Gelegenheit zu einer Unterredung unter vier Augen suchte. Dubourg bot ihr den Arm an, er war herrlicher Laune, dachte an ihr Einverständniß unter dem Tische, die verstohlenen Seufzer, an einen mehrtägigen Aufenthalt im Hause und fand es in Ordnung, sich für den ihm zu Theil gewordenen Empfang erkenntlich zu zeigen. Aus allen diesen Gründen schlug er mit Madame Chambertin eine Allee ein, die nicht zu dem Orte führte, wo sich die Gesellschaft versammelt hatte. Madame sagte freilich mitunter: „Wo führen Sie mich denn hin?“ allein Dubourg entgegnete bloß: „Ich weiß es nicht, kommen Sie nur.“

In Kurzem befanden sie sich vor einem kleinen Kiosk, das nicht erleuchtet war, und nur ein einziges, etwas in der Höhe angebrachtes Fenster hatte. Dubourg machte die Thüre des Gartenhauses auf, zog Madame Chambertin hinein und schloß hinter sich ab

Herr Chambertin aber, der das Kunstfeuerwerk eigens für seinen Freund, den Baron, veranstaltet hatte, suchte ihn bei der strahlenden Beleuchtung eines bengalischen Feuers; als er ihn nun nicht gewahrte, rannte er überall umher und schrie: „Kommen Sie doch, Herr Baron, kommen Sie doch, um Gottes Willen!... es sind schon zwei Artischoken abgebrannt, man zündet das erste Transparent an!...“

Dubourg, welcher sich ohne Zweifel in diesem Augenblicke nichts um das Transparent bekümmerte, hörte Chambertin's Stimme und rief aus dem Hintergrunde des Gartenhäuschens vor: „Ich bin da, ich bin an einem ganz guten Platz, Ihre Frau Gemahlin ist so gefällig, mir das Feuer zu erklären. — Ei! ich sehe Sie doch nicht am Fenster... — Madame fürchtet die Raketenstäbe. — Um so besser, es freut mich herzlich, daß Sie einen guten Platz haben, sagte Chambertin, sich unter das Fenster stellend. Ich habe das Feuerwerk selbst angeordnet; haben Sie die Sonne gesehen? — Nein, aber es war mir, als ob sie dem Monde etwas geglichen hätte. — Betrachten Sie einmal diese Raketen... und die kleinen Schwärmer... welch lebhafte Bewegung... es ist köstlich, nicht wahr? — Herrlich!... — Erklärt Ihnen meine Frau das Transparent, Herr Baron? — O! der Herr Baron begreift Alles mit erstaunlicher Leichtigkeit, versetzte Madame Chambertin mit einer vom Rauche sehr gedämpften Stimme. — Geben Sie Achtung... jetzt geht das Hauptfeuerwerk los!...“

Das war in der That der Fall: die Gesellschaft klatschte Beifall, schrie bravo und kehrte entzückt zurück; auch Madame Chambertin verließ mit dem Baron das Gartenhaus. „Das Schlußfeuerwerk war famos! rief Herr Chambertin, sich die Hände reibend, aus. — Ich bin noch ganz verwirrt davon, sagte Madame Chambertin mit ergriffener Stimme. — Es ist des Ortsherrn würdig, versetzte Dubourg. — Ich sehe mich wahrhaftig einigermaßen dafür an, entgegnete Chambertin. — Sie sind es vollständig, mein lieber Freund, ich gebe Ihnen die Versicherung. — Wenn ein Mann wie Sie, Herr Baron, mich es versichert, so darf ich nicht mehr daran zweifeln."

Es war indessen schon elf Uhr vorbei, welches auf dem Lande schon außer der Zeit ist. Alle auswärts wohnenden Personen stiegen in ihre Gefährte, und die Einheimischen ließen die Laternen anzünden, die ihre Dienerschaften tragen mußten; man verabschiedete sich von Herrn und Madame Chambertin, indem man ihnen noch viel Complimente wegen ihres schönen Festes machte; empfahl sich ehrfurchtsvollst dem Herrn Baron und ging nach Hause. Dann befahl Herr Chambertin, der dachte, sein erhabener Freund bedürfe jetzt auch der Ruhe und bemerkte, daß der gelehrte Menard in einer Ecke des Saales eingeschlafen war, seinen Leuten, diese Herren in ihre Zimmer zu führen.

Die schönsten Gemächer des ersten Stockwerkes waren für den jungen Edelmann und eine hübsche Stube in der zweiten Etage für den Gelehrten

eingerichtet, der, wenn man ihn bloß als solchen betrachtet hätte, vielleicht in eine Dachstube einquartirt worden wäre; aus Rücksicht für den Baron jedoch, dessen Reisegefährte er war, erwies man ihm alle mögliche Aufmerksamkeit.

Alles begab sich zur Ruhe. Herr Menard schnarchte bereits wie ein Engel, damit will ich sagen, daß die Engel lachende, heitere Träume haben. Dubourg streckte sich behaglich auf einem weichen Lager aus, das von prachtvollen Seidenvorhängen mit Franzen und Quasten umgeben war und sprach bei sich: „Meiner Treu, es ist unterhaltend, den Baron zu spielen! ... ich befinde mich hier in einem Hause, wo man mir alle Aufmerksamkeit und alle Annehmlichkeiten gewährt, und meinen leisesten Wünschen zuvorkommt!... und bloß aus dem einfachen Grunde, weil man mich für einen Woywoden hält!... wenn ich mich kurzweg als Herr Dubourg von Rennes vorgestellt hätte, so hätte man mich meines Weges gehen heißen!... und doch hat die Veränderung des Namens kein anderes Wesen aus mir gemacht... Solche Narren sind aber die Menschen!... statt sie zu heilen, welches allerdings ein schöner Zweck wäre, für den ich mir aber nicht gewachsen scheine, muß man, um sich bei ihnen wohl daran zu machen, ihren Thorheiten fröhnen. Dieser Herr Chambertin ist ein Dummkopf, der, nachdem er zwei Drittheile seines Lebens Weinhändler gewesen, nun den großen Herren machen und ein vornehmes Wesen annehmen will. Was liegt mir an seiner Thorheit!... er fühlt sich glücklich, einen

Baron im Hause zu haben; ich spiele einen solchen, so lange es mir in demselben gefällt; seiner Frau schmeichelt es außerordentlich, daß ich ihr die Cour mache, das werde ich thun, so lange ich keine bessere finde, was übrigens, so lange ich bei ihr wohne, sehr zweifelhaft ist, weil eine gefallsüchtige, alternde Frau keine hübsche Mädchen, die sie in den Hintergrund stellen könnten, bei sich empfängt."

Ueber diese Betrachtungen schlief Dubourg allmählig ein, als unten im Hofe ein plötzlicher Lärm entstand; man hörte schreien, fluchen und lautes Gelächter; mitten unter dem Spektakel glaubte Dubourg die Stimmen seiner beiden Jockey's zu erkennen. Er stand auf, zog die nöthigsten Kleidungstücke an und öffnete ein nach dem Hofe gehendes Fenster. Mehre Leute von der Dienerschaft waren unten versammelt, und der alte Lunel stritt sich mit einem der kleinen Polen um ein Stück Geflügel, während der andere in einem Winkel des Hofes weinte.

Die beiden Jungen hatten, ihrer Vorschrift getreu, die Fragen des Domestiken nur durch Zeichen beantwortet; aber Lunel, der zugleich Haushofmeister, Kammerdiener und Jockey des Herrn Chambertin war, war sowohl gegen die beiden Lakaien des Herrn Barons als gegen ihren Gebieter, den er ohne ein anderes Trinkgeld als einen Backenstreich nach Grenoble geführt hatte, eingenommen.

Die beiden Jungen hatten sich beim Herunterfallen von dem Charabanc das Hintertheil verletzt, deßhalb deuteten sie, wenn sie sich durch Zeichen verständlich zu

machen suchten, häufig auf die verwundete Stelle, und dies hielt Herr Lunel, der sich einbildete, die kleinen Polen wollen ihn verhöhnen, für sehr schimpflich. Um sich an ihnen zu rächen, hatte er sie ohne Nachtessen in eine kleine Dachstube geführt; dort ließ er sie und wünschte ihnen eine gute Nacht.

Die beiden Bürschchen legten sich nicht nieder, weil sie immer hofften, man bringe ihnen zu essen oder hole sie deßhalb noch einmal hinunter. Des Wartens müde, verließen sie endlich ihre Kammer und gingen hinab. Alles hatte sich schon zu Bette begeben, nur Lunel wachte noch, weil er vermuthete, die beiden Jungen des Barons würden unruhig sein.

Die beiden vom Hunger gequälten Schelmen folgten dem Geruche der Speisekammer, die sich neben der Küche befand, in welcher ein Fenster offen stand; sie stiegen mit Leichtigkeit hinein und sprengten den mit Leinwand vernagelten Schrank; der eine holte einen Geflügelbraten und der andere den nicht unbedeutenden Rest eines Hasen heraus. Beide wollten sich mit ihrer Platte flüchten... aber Lunel hatte sie gesehen; er schrie „Diebe“ und hieb sie mit der Peitsche, die er zur Hand genommen hatte. Die beiden Jungen wollten eben aus dem Fenster springen, der eine fiel hinab und zerquetschte sich die Nase auf seinem Hasen; der andere, der etwas gewandter war, wollte mit seinem Geflügel durchgehen, aber Lunel holte ihn ein und suchte es ihm entreißen. Dann entspann sich ein Kampf; der Kleine schrie: „Du kriegst es nicht!...“ Und Lunel eiferte: „Ha, kleiner

Schuft! Du kannst jetzt Französisch sprechen ... ich will Dir zeigen, ob Du mir immer Deinen Hintern weisen darfst..." Und der andere Junge, der zu Boden gefallen war, schrie heulend: „Ich habe die Nase verfallen... daran ist Niemand Schuld als der alte Esel, der Einem nichts zum Nachtessen gibt...'

In diesem Augenblick erschien Dubourg am Fenster; die ganze Dienerschaft des Hauses war schon im Hofe versammelt und sogar Herr Chambertin trat im Schlafrock auf einen Balkon heraus.

„Was bedeutet der Lärm? fragte Chambertin. — Das sind ja meine kleinen Polen, sagte Dubourg. — Ja Ihre kleinen Polen, die jetzt prächtig Französisch können und die ich als Diebe in der Speisekammer angetroffen habe... — Man hat uns kein Nachtessen gegeben, entschuldigten sich die Knaben, und er hat uns mit der Peitsche aufgelauert!"

„Welches Wunder! ... rief Dubourg aus, sie haben gesprochen ... und verstanden! ... Wie es scheint, lernt man durch die Peitsche schneller als durch mündliche Unterweisung und Mittheilung! ... Kommt, meine kleinen Freunde, kommt herauf, damit ich euch Französisch sprechen höre und ihr sollt zu Nachtessen haben. — Wag es, Du Schelm, rief Herr Chambertin seinem Diener zu, die Polen des Herrn Barons noch einmal zu berühren, so jage ich Dich mit Stockprügeln aus dem Hause hinaus!"

Lunel ging weg und brummte: „Wenn das Polen sind, so bin ich ein Türke!" Die beiden Jockey's eilten mit ihrem Hasen und ihrem Geflügel, welches

sie aus der Schlacht davongetragen hatten, zu ihrem Herrn hinauf; die Dienstleute gingen wieder ins Bett und auch Herr Chambertin legte sich neben seine Ehehälfte nieder, der es träumte, sie sei im Gartenhaus und man lasse einen Frosch los.

Dubourg hielt es nicht für geeignet, die beiden Jungen, die ihn in noch weitere Verlegenheiten bringen konnten, bei sich zu behalten. Am folgenden Morgen in aller Frühe gab er Jedem einen Thaler in die Hand, und schickte sie zur großen Freude Lunels, der kein Wohlgefallen an den Polen hatte, nach Grenoble zurück.

Die auf diese Festlichkeit folgenden Tage flossen ruhiger dahin: nur einige Freunde theilten Chambertin's Vergnügen, und hörten auf die Erzählungen, die es Dubourg einfiel, ihnen von seinen Schlössern, seinen Gütern, seiner Familie und seinen Funktionen bei dem polnischen Hofe vorzulügen. Herr Menard sprach nicht viel, aber er aß und trank um so besser, und citirte bisweilen einen lateinischen Schriftsteller; dann betrachtete ihn die Gesellschaft, die ihn nicht verstand, stets mit noch größerer Hochachtung.

Dubourg machte alle Abend ein Spielchen; es ging aber nicht hoch. Der dicke Frossard war verreist und Herr Chambertin trieb es nicht leidenschaftlich, daher kam Dubourg endlich zu der Ansicht, daß er hier seine Kapitale nicht verdoppeln könne. Herrn Chambertin's Namenstag näherte sich übrigens und bei dieser Veranlassung sollte abermals das ganze Haus in Bewegung gesetzt werden. Man erwartete

reiche Freunde von Paris, die dazu eingeladen waren. Madame Chambertin hatte an sie geschrieben, und sie aufgefordert, zu kommen, weil sie Allem aufbot, den liebenswürdigen Fremden zurückzuhalten, und jeden Tag wiederholte sie ihrem Manne: „Sie haben gar keinen Begriff von der Ehre, die Ihnen der Herr Baron durch seinen Aufenthalt in Ihrem Hause erweist!... Sie fassen sie gar nicht!..." Worauf Herr Chambertin erwiderte: „Ich versichere Sie, meine liebe Freundin, daß ich einen Ruhm darin suche, und mein Möglichstes thun werde, ihn noch länger bei uns zu behalten. — Ach! daran thun Sie sehr wohl, denn seine Entfernung würde eine große Leere in mir zurücklassen!... Der Mann ist nicht leicht zu ersetzen! ... es ist Alles adelig an ihm, bis auf die Fingerspitzen hinaus!..."

Bei Herrn Chambertin war man schon in völliger Thätigkeit und mit den großartigen Zurüstungen zu neuen Festen beschäftigt, dessen Held abermals der liebenswürdige Fremde sein sollte. Herr Chambertin schien sich selbst übertreffen zu wollen, er hatte Taglöhner kommen lassen, die er heimlicherweise im Garten arbeiten ließ, und es schien immer, als ob sie in der Nähe des Gartenhäuschens zu thun hätten; er bereitete seinem Gaste irgend eine Ueberraschung vor, und da man von seinem letzten Feuerwerke auf sechs Stunden im Umkreise gesprochen hatte, so wollte er, daß diesmal der Glanz desselben bis nach Lyon erstrahle.

Der große Tag war endlich angebrochen: eine zahlreiche Gesellschaft stellte sich bei Herrn Chambertin

ein, welchen seine Erfindung zur Ueberraschung des Barons so sehr entzückte, daß er sie nicht einmal seiner Frau mittheilte. Ganz neue Besuche vergrößerten den Zirkel des ehemaligen Weinhändlers. Man trug ein glänzendes Mittagessen, auserwählte Speisen, köstliche Weine auf; Dubourg machte, so zu sagen, die Honneurs des Hauses, denn wenn er seinen Wirth meinen Freund von Allevard nannte, so war er sicher, ihm den Kopf zu verrücken. Der Dame flüsterte er heimlich ins Ohr: „Zweimal sei der Tag gesegnet, an dem ich Ihnen begegnete.“ Worauf Madame seufzend erwiderte: „Zweimal! ... O! das ist nicht genug! ... viermal, fünfmal, sechsmal müssen Sie sagen! ... — Siebenmal, versetzte Dubourg, aber nun sei's genug.“

Die Tafel war zu Ende. Herr Chambertin bedauerte nur Eines, daß sein Freund Durosey, den er schon seit mehren Tagen aus Paris erwartete, nicht kam. So oft man den Namen Durosey aussprach, dachte Dubourg: „Ich habe in Paris Jemand dieses Namens gekannt... wer Teufels war es doch?“ Er fragte endlich Herrn Chambertin, wer dieser Durosey sei und was er in Paris treibe? Hierauf antwortete ihm Chambertin: „Er war Großhändler und hat sich mit zwanzigtausend Livres Renten von den Geschäften zurückgezogen.“ Alsdann dachte Dubourg: „Diesen habe ich nicht gekannt, denn ich stand mit keinem Großhändler in Verbindung.“

Man hatte sich in den Saal begeben, wo ein reicher Gutsbesitzer, ein großer Liebhaber vom Ecarté-

spiel, geneigt schien, dem Herrn Baron zu halten, als Lunel kam und seinem Herrn meldete, der Herr Durosey sei so eben gekommen. Herr Chambertin verließ hocherfreut den Saal und kehrte bald in Begleitung seines Freundes, den er der Gesellschaft vorstellte, zurück. Dubourg betrachtete den Neuangekommenen und erkannte in Herrn Durosey seinen ehemaligen Traiteur von Paris, dem er seit zwei Jahren noch eine Rechnung von vierhundert Franken schuldig war. Das war der Beefsteaks-Großhändler, welchen Chambertin erwartete, und den er aus Eitelkeit nicht als einen frühern Traiteur ankündigte.

Dieses Zusammentreffen war für Dubourg sehr unangenehm, aber er verlor den Kopf nicht, und als Chambertin mit ihm auf Dubourg zutrat und diesen letztern als Baron von Potoski, polnischen Woywoden, vorstellte, verbeugte sich derselbe lächelnd, blinzelte mit den Augen, zuckte mit dem Munde und schnitt solche Gesichter, daß man nicht leicht voraussetzen konnte, sein Gläubiger habe auch ihn erkannt.

Herr Durosey hielt sich nicht bei Dubourg auf; dieser faßte also wieder Muth und spielte etwas ruhiger fort. Von Zeit zu Zeit warf er jedoch einen Blick in den Saal, und wenn seine Augen den Blicken seines ehemaligen Traiteurs begegneten, so glaubte er zu bemerken, daß dieser ihn aufmerksam betrachte; dann nahm er aber wieder zu seinem Mienenspiel und Grimassenschneiden die Zuflucht und bemühte sich, sich durch ein beständiges Zucken mit Nase und Mund ein ganz verändertes Aussehen zu geben.

Indessen genirte und ärgerte ihn die Anwesenheit seines Gläubigers; er war nicht mehr recht beim Spiele, sondern aufgeregt und unbesonnen, sein Geld floß allmählig in die Kasse seines Gegners. Dubourg verdoppelte und verdreifachte den Einsatz; der reiche Gutsbesitzer ließ es geschehen, da er es nicht wagte, dem Herrn Baron etwas abzuschlagen. Ein Theil der Gesellschaft versammelte sich um den Tisch, auf welchem man Kassenscheine von fünfhundert Franken liegen sah, und Herr Durosey stellte sich Dubourg gerade gegenüber, so daß dieser die Augen nicht erheben konnte, ohne den Blicken seines Gläubigers zu begegnen, und dabei noch entschiedenes Unglück im Spiele hatte. In einer halben Stunde befand sich sein ganzes Reisegeld in andern Händen, nun stand Dubourg auf und sagte, er werde mehr Geld holen.

Als er aber gerade im Begriffe war, seinen Freund Chambertin um einige Tausend-Frankenscheine zu bitten, mittelst deren er seinen Verlust wieder einzubringen hoffte — denn ein Spieler gibt die Hoffnung nicht auf, bis er im Spital ist — folgte ihm der Traiteur, welcher den Herrn Baron keine Minute aus den Augen gelassen hatte, erreicht ihn bei einer Fenstervertiefung... und trieb ihn so in die Enge, daß er ihm unmöglich ausweichen konnte. „Wie befindet sich der Herr Dubourg? fragte er diesen mit höhnischem Tone. — Dubourg!... wen meinen Sie?..." entgegnete der vorgebliche Baron, der sein Gesicht noch weit ärger verdrehte und verzerrte.

„O! ich habe wohl die Ehre, Sie zu erkennen,

mein Herr, sagte der Gläubiger mit lauterem Tone; aber ich wußte nicht, daß Sie ein polnischer Baron sind... — Still, still, mein lieber Durosey, bat Dubourg, der nun wohl einsah, daß der Traiteur nicht zu täuschen war. Ich kannte Sie nicht gleich... aber jetzt besinne ich mich vollkommen... ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen. — Ich ebenfalls, mein Herr, Sie scheinen gegenwärtig in sehr glücklichen Verhältnissen zu leben, da Sie beim Ecartéspiel fünfhundert Franken auf einmal setzen können, und ich hoffe, daß Sie mir nun die vierhundert Franken bezahlen werden, die... — Ja... wohl... mit vielem Vergnügen... heute Abend will ich sie Ihnen noch geben ... bei meiner Entfernung von Paris habe ich diese Kleinigkeit vergessen!... — Ich bin übrigens mehr denn zwanzig Mal bei Ihnen gewesen, als Sie in der Höllenstraße im fünften Stockwerk wohnten... und auch in der... — Still! ich weiß Alles; still, Herr Durosey. Seither bin ich wieder in den Besitz meiner Güter und meiner Titel eingetreten... ich werde Sie unverweilt bezahlen. — Dann können Sie darauf rechnen, Herr Baron, daß die Sache unter uns bleibt."

Dubourg trennte sich von Herrn Durosey und schickte sich an, Chambertin zu suchen, als dieser in den Saal hereinkam und ausrief: „In den Garten, die ganze Gesellschaft in den Garten! es wird ein Feuerwerk abgebrannt."

Dubourg ging auf seinen Wirth zu und sagte zu ihm: „Ich möchte Sie um etwas bitten... —

Nach dem Feuerwerk, Herr Baron, bin ich ganz der Ihrige... begeben Sie sich aber jetzt gefälligst in das Gartenhaus; ich schmeichle mir mit der Voraussetzung, daß es Ihnen diesmal eben so gut gefallen wird, wie das letzte Mal... meine Frau wird Sie begleiten..."

Herr Chambertin verließ ihn mit schelmischer Miene und Dubourg dachte: „Es ist beim Kukuk doch lustig, daß er mich mit seiner Frau ins Gartenhaus schickt." Er ging in den Garten hinab und traf dort Madame Chambertin, die sich des letzten Feuerwerkes erinnerte, und den Herrn Baron zur zweiten Vorstellung erwartete. Madame wünschte nichts sehnlicher, als wieder in das kleine Gartenhäuschen zu gehen, in dem man so gut sehen und einen so bequemen Sitz finden konnte, was sehr nöthig war, da sie ihrem Gatten befohlen hatte, das Feuerwerk möglichst lange dauern zu lassen.

Die Raketen stiegen, die Feuerräder, die Transparente leuchteten!... Als aber das Hauptfeuerwerk losgebrannt werden sollte, wandte sich Herr Chambertin an die im Garten versammelte Gesellschaft und rief aus: „Richten Sie Ihre Blicke auf das Gartenhaus und geben Sie genau Acht, was Sie dort sehen werden... das wird Sie überraschen."

Alles schaute auf das Gartenhaus; Herr Chambertin gab das Zeichen, die Wände des Pavillons schwanden wie durch einen Zauber; nur das Dach blieb auf vier Säulen gestützt stehen, und vermittelst einer brennenden Lunte wurden plötzlich vier heimlich ins Innere gebrachte Feuertöpfe entzündet und ein Transparent beleuchtet, worauf die Worte standen:

Dem Baron Potoski, der dankbare von Chambertin.

An dieser Ueberraschung ließ Herr Chambertin schon mehre Tage insgeheim arbeiten; aber er hatte keine Ahnung von der, die ihm sein Freund, der Baron, vorbehalten hatte: die Petarden, die Raketen und die ganze Verwandlung des Gartenhauses ging so plötzlich los und vor sich, daß das in demselben eingeschlossene Pärchen keine Zeit hatte, seine Unterhaltung abzubrechen, die der ganzen Gesellschaft sehr belebt schien.

Die Herren lachten, die Damen bissen sich in die Lippen, um nicht gleichfalls in Gelächter auszubrechen. Menard, welcher hinter der Menge stand, rief aus: „Erklären Sie mir doch das Transparent!" und Herr Chambertin blieb starr vor Entsetzen.

Dies Alles war das Werk eines Augenblicks; mehr brauchte Dubourg nicht, um seine Lage zu begreifen. Er besaß keinen Heller mehr, und hatte hier einen Gläubiger getroffen; von seinem Freunde Chambertin durfte er, wenn nicht Säbelhiebe, höchstens Prügel erwarten, es blieb ihm folglich nichts übrig, als ungesäumt das Haus zu verlassen.

Die Feuertöpfe waren verlöscht, Madame Chambertin fiel in Ohnmacht, das Beste, was sie thun konnte. Dubourg benützte den Rauch, der auf die Beleuchtung folgte, eilte in den Garten hinaus, verschwand unter der Menge, die das Gartenhaus umgab, stürzte eine Allee entlang, zog Menard mit sich, der ihm nachgeeilt war, und befahl ihm, bei Gefahr

seines Lebens zu schweigen. Am Ende dieser Allee war eine kleine ins Freie führende Thüre, Dubourg schloß sie auf, und hieß den betäubten Menard, der nicht wußte, woran er war, und glaubte, es sei Feuer bei ihrem Freunde Chambertin ausgebrochen, hinausgehen. Dann schloß er die Thüre wieder hinter sich zu, warf den Schlüssel in alle Weite, und sagte, während er querfeldein rannte, zu seinem Gefährten: „Vorwärts, so schnell wir können. Wir haben aus dem Kelche der Wollust getrunken, jetzt müssen wir wieder Diät halten, das wird uns gut thun. Nun müssen wir sagen: Non est beatus qui cupida possidet, sed qui negata non cupit. — Amen!" fügte Menard hinzu, neben Dubourg einherkeuchend.

Zweites Kapitel.

Die Comödianten aus dem Stegreif. — Ein Ereigniß, welches Alles verändert.

Nachdem sie beinahe eine Stunde wie gehetzt zurückgelegt hatten, erklärte der arme Menard ganz erschöpft, daß er nicht mehr weiter könne, und sank auf den Rasen nieder. Dubourg dachte jetzt auch, daß sie Halt machen könnten, und nahm neben seinem Gefährten Platz.

„Werden Sie mir endlich erklären, Herr Baron, sagte Menard, als er sich ein wenig erholt hatte, warum wir gleich Dieben aus dem Hause unseres Freundes von Chambertin flüchten, der uns doch mit

Artigkeiten überhäufte, so prächtig logirte, so weich bettete, so köstlich nährte, kurz, der uns ganz nach Rang und Würde behandelte? — Mein lieber Menard, der Krug geht so lang zum Brunnen, bis er bricht oder voll ist; im gegenwärtigen Falle fand wohl beides Statt. — Wer ist der Krug? was haben Sie zerbrochen? ich verstehe Sie nicht, Herr Baron. — Das glaube ich; ich will mich übrigens auf andere Art ausdrücken. Haben Sie den Mann gesehen, den man Durosey hieß, und der erst heute Abend bei meinem Freunde Chambertin anlangte? — Ja, Herr Baron. — Wissen Sie, wer dieser Mann ist? — Man hat gesagt, es sei ein Handelsmann, der sein Geschäft aufgegeben habe. — Allerdings, für einen solchen gab er sich aus, um mich eher zu täuschen!... haben Sie seine unheimlichen Gesichtszüge betrachtet? — Ich habe bemerkt, daß er Sie häufig sehr aufmerksam ansah, Herr Baron. — Das will ich glauben, er hat mich erkannt. Herr Menard, dieser Mensch ist ein verkleideter, türkischer Spion, den man zu meiner Verfolgung ausgesendet hat... — Wäre es möglich? — Man weiß, daß ich mich an verschiedenen Höfen für die Sache der Griechen verwendet und mehre Fürsten zu ihren Gunsten gestimmt habe, deßhalb haben mir nun die Türken den Tod geschworen. Dieser Mensch ist einer ihrer Agenten, ich erkannte ihn wieder, weil ich ihn mehrmals in Constantinopel sah; seine Gegenwart ist für mich stets das Zeichen eines mir nahenden Unglücks; ich bin überzeugt, daß Chambertins Haus rings von seinen Genossen umzingelt

war. Heute Nacht hätten sie mich überfallen... und Sie ebenfalls, weil man weiß, daß Sie mich begleiten... und noch vor Umfluß von vierzehn Tagen hätten unsere beiden Köpfe das Schloß der sieben Thürme geziert und neben einem Roßschweif, dem Sinnbild der großherrlichen Macht, figurirt. Sagen Sie nun, ob ich Recht hatte, zu fliehen?"

„Ach! mein Gott! jammerte Menard, ich glaube, meine Kräfte haben sich wieder gesammelt... wir wollen unsern Weg fortsetzen... — Nein... beruhigen Sie sich, Herr Menard, die Schurken haben unsere Spur verloren und werden es nicht wagen, uns zu verfolgen. — Wie kommt es aber, daß Chambertin diesen Mann bei sich aufnahm?... — Ach! mein armer Menard, Sie kennen die Menschen nicht! ... mit einem Dutzend Kaschemirs, einer Partie Haremskügelchen, einer Flasche Rosenöl macht man aus den Leuten, was man will. Ich klage auch Chambertin nicht an: er ist vielleicht hintergangen worden; während des Feuerwerks habe ich übrigens mehre verdächtig aussehende Menschen bemerkt, und dies hat mich zur Flucht bewogen... — Das war sehr klug... Aber unser Wagen?... — Den hole ich sicher nicht. — Ich auch nicht. Was wird aber der Gastwirth in Grenoble sagen, dem er gehört? — Er kann sich mit unserem Reisewagen entschädigen. — Wie werden wir aber in Zukunft reisen? — Mit Schusters Rappen wahrscheinlich. Es ist auch sehr überflüssig, einen Reisewagen zu besitzen, wenn man keinen Heller mehr zur Bezahlung der Pferde hat. —

Wie? Herr Baron, Sie haben kein Geld mehr? — Nein, Herr Menard, ich habe diesen Abend meine ganze Baarschaft verloren... Die Anwesenheit dieses Türken verwirrte mich... ich wußte nicht mehr, was ich that, und spielte schlecht. — Schade! Zum Glück hat mein Zögling, Herr Friedrich von Montreville, die Reisekasse bei sich; wir müssen ihn jetzt gleich aufsuchen. — Wie können Sie wegen des Geldes auf Friedrich rechnen?... Der junge Mann hat eine neue Bekanntschaft gemacht, und die neuen Bekanntschaften kosten immer viel... Man spielt den Großartigen... man versagt seiner Schönen keinen Wunsch ... Gewiß, das junge Mädchen verleitet ihn zu tollen Ausgaben... In seinem Alter kennt man den Werth des Geldes noch nicht; man hat noch keinen Begriff vom Sparen... — Ich sehe aber nicht ein, Herr Baron, wie die beiden, in einem Walde lebend, große Ausgaben machen könnten?... — Sie sehen es nicht ein! aber ich sehe es ein!... Da ist bald dieses, bald jenes Bedürfniß, man hat tausenderlei Launen... Glauben Sie denn, sie seien den ganzen Monat, seit wir sie verlassen haben, in ihrer Hütte geblieben?... Ich will es Ihnen jetzt nur gestehen, Friedrich hat mir gesagt, er wolle die Kleine schön möbliren... — Was, Herr Baron, haben Sie ihm denn nicht vorgestellt...? — Er ist alt genug, einen eigenen Willen zu haben. Beruhigen Sie sich übrigens, ich will zu ihm in den Wald gehen... ich will zuerst allein zu ihm gehen, damit ich ihn nicht ärgere; und wenn er mir Gehör gibt, so bringe ich ihn zurück.

Bis dahin müssen wir aber leben. Wie viel Geld haben Sie? — Ungefähr zehn Thaler. — Das ist wenig; wenn wir aber sparen, so reicht es doch einige Zeit... Freilich geht's dann schmal her... das ist aber gesund für uns... Diese große Mahlzeiten erhitzen nur; es ist sehr schädlich, alle Tage fünf oder sechs Gerichte zu essen und verschiedenerlei Weine zu trinken. — Es scheint mir übrigens, daß wir bei Herrn Chambertin beide zulegten. — Ja, das wäre uns aber schlecht bekommen; eine einfache Lebensweise wird uns vor dieser Anlage zur Fettleibigkeit bewahren. Die Genüsse Capua's entnervten die Carthaginienser; Herrn Chambertins Tafel würde denselben Einfluß auf uns ausgeübt haben, und das hätte mich zur Verzweiflung gebracht. Ich bin entschlossen, mein Incognito wieder anzunehmen. — Ach! darin bin ich Ihrer Ansicht, Herr Baron; denn wenn Ihnen diese Türken wieder auf die Spur kämen... — Deßhalb meine ich auch, es wäre unklug von uns, wieder nach Grenoble zurückzukehren, wo ich verhaftet... das heißt, von diesen Schurken überfallen werden könnte. Außerdem würde uns unser Wirth ohne Geld schlecht empfangen, und sicherlich behaupten, sein Wagen sei mehr werth, als der unsrige; wir hüten uns also wohl, durch diese Stadt zu kommen, und quartiren uns mit Ihren zehn Thalern in irgend einem Dorfe ein... — Wenn wir aber Alles aufgezehrt haben, Herr Baron?... — O! Parbleu! dann wollen wir schon sehen, man grämt sich nicht zum Voraus... Dann muß Friedrich an seinen Vater schreiben... —

Ich fürchte, der Herr Graf möchte ungehalten werden ... — Dann schreibe ich an meine Tante... — An Ihre Tante, Herr Baron? — Ich wollte sagen, an meinen Intendanten. Kurz, wir werden schon ein Hülfsmittel finden!... Was hülfe es auch, abgesehen davon, wenn wir uns ärgerten, ändert das unsere Lage?... fügen wir uns also in unser Schicksal... Sehen Sie das herrliche Wetter, wir sind nicht mehr müde, setzen wir unsern Weg fort. Es gibt meiner Treu kein besseres Mittel, eine Gegend zu bewundern, als sie zu Fuße zu durchstreifen... Vorwärts, mein lieber Menard, fassen Sie Muth!... Seil wir beisammen sind, haben wir schon mancherlei Unfälle erlitten... haben Sie mich deßhalb einmal traurig gesehen? — Ach! Herr Baron, nicht Jeder hat Ihre Philosophie. — Sie werden sich nach mir bilden. Denken Sie an das Unglück Marius', Hannibals und des Prinzen Eduard; an die Leiden Margaretha's von Anjou und so vieler erhabenen Personen, die sich noch in weit schwierigeren Lagen befunden haben als wir, und beklagen Sie sich, wenn Sie es dann noch können."

Die Reisenden setzten ihren Weg weiter fort. Es war höchst sonderbar, Dubourg im Ballstaate, im Jabothemde, in leichten Tanzschuhen neben Menard einhergehen zu sehen, der mit seidenen Beinkleidern, schwarzen Strümpfen und Schnallenschuhen oft genöthigt war, Berge zu erklettern, Gräben zu überspringen und sich mit Mühe auf dem unebenen Boden forthelfen mußte. Glücklicherweise hatten die Herren ihren Hut aufgesetzt, ehe sie zu dem Feuerwerk in den

Garten gegangen waren, denn sonst hätten sie wahrscheinlich die ganze Dauphiné baarhäuptig durchwandern müssen.

Mit Anbruch des Tages kehrten sie in einem Bauernhaus ein, und ließen sich ein Frühstück geben. Dubourg bestellte eine Omelette und ließ gewöhnlichen Landwein kommen. Die Herren nahmen das Frühstück in einer Gartenlaube ein, wo ihnen das Hausvieh Gesellschaft leistete.

„Wie wohl fühlt man sich in der frischen Luft! begann Dubourg; wiegen alle jene vergoldeten Säle, jene Prachtzimmer... diese Landschaft und die süße Freiheit auf, deren wir uns an diesem Tische erfreuen? — Gewiß, erwiderte Herr Menard, indem er eine große Katze wegjagte, die unaufhörlich ihre Pfote in seinen Teller hereinstreckte; gewiß ist man hier sehr frei und durchaus ungenirt... Ach! da kommt jetzt der Hund und stiehlt mir mein Brod... — Ei, was! Herr Menard, Alles will leben. Zur Zeit unserer Ureltern, theilten diese unschuldigen Thiere die Mahlzeit ihrer Herrschaft; der Löwe fraß aus der Hand des Menschen und der Tiger ruhte auf dem Schooße desselben. — Sie müssen aber zugeben, Herr Baron, daß die Thiere ihre Natur sehr verändert haben. — Gleichviel, ich liebe Alles, was mich an jene Zeit der Unschuld erinnert... Beim Anblick dieser Henne, die auf unserem Tische herumstolzirt und dieser Ente, die sich zu unsern Füßen badet, glaube ich mich ins goldene Zeitalter versetzt... erst wenn ich in meine Tasche lange, gewahre ich meinen Irrthum."

Zum Unglück waren die Eier bei der Omelette nicht frisch und der Wein sauer. Menard verzog bei jedem Bissen, den er schluckte, und bei jedem Tropfen, den er trank, das Gesicht fürchterlich, obgleich Dubourg sagte: „Ich kenne keine gesundere Speise, als eine Omelette!... So weit man auch kommen, an welchem Orte man sich auch befinden mag, wo es Eier gibt, kann man eine Omelette haben!... Ueberall weiß man sie zuzubereiten; es ist eine natürliche Speise, deren Zubereitung allgemein bekannt ist. — Wenn nur die Eier frisch wären. — Hm, der kleine Strohgeschmack ist nicht unangenehm, er ersetzt den Tragant. Und dieser Wein macht uns sicherlich nicht schlecht. — Er ist höllisch sauer! — Ein Beweis, daß er unvermischt ist."

Trotz Dubourgs Bestreben, Herrn Menard das Frühstück vortrefflich zu schildern, sagte dieser doch, als er aufstand: „Ich meine, wir müssen Herrn Friedrich von Montreville aufsuchen;" worauf Dubourg bei sich dachte: „Der wird mich gut aufnehmen, wenn er erfährt, daß ich in einem Monate abermals die ganze Kasse gesprengt habe!... Wie Teufels soll ich mich aus der Affaire ziehen!... Was soll ich machen, da er mir Alles gegeben hat? Moral kann ich ihm nicht predigen... das schickt sich nun nicht mehr für mich; ich glaube im Gegentheil, daß ich Menard auch dazu bewegen muß, in irgend einen Winkel des Waldes zu ziehen; wir werden dann Einsiedler, und ich spiele nicht mehr Ecarté."

Die Reisenden ließen Grenoble seitwärts liegen

und hielten in einem kleinen Dorfe an, wo Menard abermals davon sprach, Friedrich aufzusuchen. Dubourg sagte ungeduldig, er wolle allein nach Vizille gehen, um Nachrichten einzuziehen. Er verließ also das Dorf, lief in einen kleinen Wald, legte sich dort aufs Gras, schlief den ganzen Tag und kehrte Abends, das Gesicht mit dem Taschentuche bedeckt, schwere Seufzer ausstoßend, zurück.

„Nun! was ist ihm denn geschehen? fragte der Hofmeister mit Besorgniß. — Der Undankbare!... der Leichtsinnige!... der Narr!... — Um Gotteswillen, Herr Baron, sprechen Sie! — Ich dachte es mir doch, er werde irgend einen wahnsinnigen Streich machen... Er ist fort mit seiner Schönen. Seit vierzehn Tagen haben sie sich aus dem Dorfe entfernt... — Ach, mein Gott! was wird der Herr Graf sagen?... was soll ich ihm antworten, wenn er mich nach seinem Sohne frägt?... — Sie sagen, Sie hätten ihn verloren. — Glauben Sie, daß er mit dieser Antwort zufrieden ist, Herr Baron? — Oder sagen Sie, er sei selbst verloren gegangen. Aber beruhigen Sie sich, mein lieber Menard; ich stehe Ihnen dafür, daß wir Friedrich wiederfinden. Ich habe an allen Höfen Europa's Freunde, der junge Mann wird uns sicher zurückgegeben."

Dieses Versprechen tröstete den armen Menard ein wenig, und Dubourg fuhr fort: „Ehe wir uns mit ihm beschäftigen, wollen wir zunächst an uns denken, da unsere Lage durchaus nicht glänzend ist. In diesem elenden Dorfe entdecken wir keine Hülfs-

quellen; wir wollen in die nächste Stadt gehen... vor allen Dingen aber, mein lieber Menard, legen Sie diese barmherzige Miene ab, die in allen Gasthöfen, wo wir einkehren werden, eine äußerst schlechte Meinung von uns hervorbringen würde."

Die Wanderer machten sich wieder auf den Weg und langten Nachts in Voreppe, einem zwei Stunden von Grenoble entfernten Städtchen, an. Dubourg ließ sich das beste Gasthaus zeigen und ging mit Menard hin. Sie traten in das allgemeine Gastzimmer ein, Dubourg stolz und unternehmend, Menard mit niedergeschlagenen Blicken und bescheidenem Tritte.

Mehre Reisende waren versammelt und unterhielten sich, indem sie auf das Nachtessen warteten. „Speisen die Herren an der Table-d'hôte? fragte die Kellnerin. — Allerdings, entgegnete Dubourg, wir sind gerne in Gesellschaft... nicht wahr, mein Freund? — Ja, Herr Ba... ja, mein Freund," antwortete Menard, den ein Stoß mit dem Ellbogen daran erinnerte, daß nun von keinem Baron mehr die Rede sei.

Dubourg achtete auf das, was um sie her gesprochen wurde. Die Unterredung war aber sehr uninteressant; die Kaufleute sprachen von ihrem Handel, einige Personen aus der Stadt erzählten sich Neuigkeiten, unter Allen sah aber Dubourg keinen neuen Chambertin hervorleuchten. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, klapperte mit einiger Münze in seiner Tasche und stand zuweilen vor Menard stille, um ihm eine Prise Tabak anzubieten, und dieser betrachtete die ihm präsentirte Tabaksdose,

trotz seiner Traurigkeit, nie ohne eine gewisse Hochachtung.

Plötzlich trat ein kleiner, fünfzigjähriger Herr mit zimmetfarbigem Fracke, grünen Beinkleidern und Husarenstiefeln, welcher eine Kappe auf dem Kopfe hatte, deren Schild hätte als Regenschirm dienen können, mit bestürzter Miene in den Saal, und rief aus: „Sie kommen nicht!... sie können nicht kommen!... nun ist's aus mit meinem Schauspiele... Ich bin trostlos! ich verliere den Verstand!"

Der kleine Mann sank auf einen Stuhl nieder, und die Leute aus der Stadt und aus dem Wirthshause umgaben ihn.

„Wie! Herr Floridor, fragte die Wirthin, es fehlen Ihnen Schauspieler? — Ja, die nützlichsten und die nothwendigsten fehlen mir! der, welcher die jugendlichen Rollen und der, der die edeln Väter spielen sollte... zwei bedeutende Talente, die meine Truppe vollständig gemacht hätten! Der erstere kommt von Cambrai, wo er seit zwanzig Jahren die Colins und die Ellevious spielte; er spielt vorzüglich. Ich habe ihn vor einem Monat den Sargines oder den Zögling der Liebe spielen sehen, weil er seit einigen Jahren auch die naiven und Liebhaberrollen übernommen hat... Ach! wie sehr war ich befriedigt! ... eine ergreifende Stimme... etwas größer als ich... Und welches Feuer... welche Seele entwickelte er in der Tragödie!... Ich weinte, als ich ihn den Tartufe spielen sah. Was den andern anbetrifft, der die Väterrollen spielt, so ist dies ein noch weit

größerer Schauspieler!... Seit dreißig Jahren ist er die Zierde von Beaugency, ich habe ihn in Paris bei Doyen mit wahnsinnigem Beifall spielen sehen. Er übernimmt alle Rollen, Könige, Väter, Tyrannen und lächerliche Alte, er verderbt keine. Er hat sich erst auf die Väter verlegt, seit er keine Zähne mehr hat; dies verhindert ihn aber nicht, dennoch viel Beißendes in seinen Vortrag zu legen. — Und warum kommen sie nicht?... Ach! warum!... weil Colin einen Katarrh und der edle Vater Theil an einer Schlägerei in einer Schenke genommen hat und vierzehn Tage eingesperrt ist. Solches Mißgeschick trifft nur mich. Nachdem ich mir alle mögliche Mühe gegeben habe, den alten Stall der Mairie zu einem hübschen Theatersaale herzurichten, und mein Bestreben gelungen ist, denn ich darf den Saal mit Recht prachtvoll nennen, nachdem ich ein Orchester, ein Parterre, drei Galerien und ein Juchhe habe darin bauen und alles geschmackvoll verzieren lassen — geht es mir so. Wie weit hätte ich das Theater von Grenoble übertroffen!... Die Vorepper wären so erfreut gewesen, sie sind Kunstverständige! und obgleich nie ein Theater hier war, bin ich doch überzeugt, daß ich eine gute Einnahme gemacht hätte... Ich hatte bereits eine Loge für den Friedensrichter vorbehalten, der mit seiner Familie gratis Eintritt hat; und die Angesehensten des Ortes haben mir sagen lassen, sie werden vielleicht kommen!..."

Der kleine Herr hielt endlich ein, um Athem zu schöpfen und sich das Gesicht abzuwischen. Dubourg,

der all seinen Worten aufmerksam zugehört hatte, setzte sich in eine Ecke und schien über irgend einen neuen Plan nachzusinnen.

„Das ist wahrhaftig ärgerlich, sagte der Gastwirth, ich habe meiner Tochter ein Kleid machen lassen, um sie in die Komödie zu führen... — Aergerlich, sagen Sie! versetzte Herr Floridor, wie besessen vom Stuhle auffahrend; nein, das ist zum rasend werden!... Ich gäbe hundert Franken, wenn mir meine zwei Schauspieler ersetzt würden, und hundert Franken sind schon eine Summe, die Einnahme eines ganzen Abends... aber gleichviel, ich würde sie aufopfern, um mein Theater eröffnen zu können."

Diese Worte wurden genau von Dubourg beachtet, der sich übrigens immer verborgen hielt, und dem Gespräche um sich her keine Aufmerksamkeit zu widmen schien.

„Ach! sagte einer der Kellner, wie gerne würde ich das verdienen... wenn ich Komödien spielen könnte. — Die beiden Künstler waren mit einem monatlichen Gehalte von sechzig Franken von mir engagirt, sagte Herr Floridor wieder; sechzig Franken ist viel, allein das Talent muß belohnt werden. — Können Sie Niemand sonst an ihre Stelle nehmen? — Wen?... Aus dem Friseur habe ich einen Tyrannen und aus einem Schreinergesellen, der eine wunderschöne Stimme hat, einen Vertrauten gemacht. Die Frau des Flurschützen habe ich zu Prinzessinnen bestimmt, und der Wittwe des Küfers die naiven Rollen übertragen; das sind Alle, die hier zu

gebrauchen sind... die sind aber gut, kostbar! Was mich betrifft, so spiele ich auch, wenn's nöthig ist, da ich aber souffliren muß, kann ich nur ganz unbedeutende Rollen übernehmen. Meine Garderobe ist schon ordentlich versehen, ich habe auch drei spanische Kostüme, die der letzte Seiltänzer bei dem Weinhändler im Versatz gelassen hat; eine alte Advokatenrobe, um Tuniken daraus zu machen; zwei Mützen von Otternhaaren, die man als Turbane benützen kann, und Vorhänge, welche ich zu Mänteln in Grenoble gekauft habe. Uebermorgen hätten wir das Theater mit Phädra und dem Dorfpropheten eröffnet. In Phädra hätte der Schreinergeselle, weil wir nur zwei Frauenzimmer haben, die Aricia gespielt, es ist aber ein hübscher Bursche, der keinen Bart hat und sich sehr gut ausnimmt. Was die beiden Vertrauten, Ismene und Panope, betrifft, so hätte ich sie aus meinem Kasten vordeklamirt. Wir hätten den Dorfpropheten ohne Musik gegeben, er würde aber deßhalb nur um so schöner gewesen sein; man spricht, statt daß man singt, das ist auch recht hübsch, ich habe das Stück in vielen Städten so spielen sehen. Welchen Beifall hätten wir geerntet!... mein Colin hätte den Hippolyt gemacht!... und im Theseus sich mein edler Vater ausgezeichnet. Der Friseur sollte den Theramenes darstellen, der Schelm kann seine ganze Rolle auswendig hersagen, er rasirt keinen mehr, ohne daß er sie recitirt; da muß Hippolyt einen Katarrh bekommen und Theseus sich im Wirthshaus herumbalgen!... Ach! wer zieht mich aus dieser

Verlegenheit!... wenn nur irgend eines jener umherreisenden Talente aus Paris oder dem Auslande hierher käme!... aber die nehmen ihren Weg nicht durch Voreppe!..."

„Das Nachtessen ist aufgetragen, meine Herren, sagte die Kellnerin. — Deßhalb werden Sie aber doch zu Nacht speisen, Herr Floridor, sagte ein Kaufmann zu dem kleinen Männchen. — Allerdings!... aber nur aus Gewohnheit, denn ich habe keinen Appetit. Dieser Vorfall macht mich ganz kreuzlahm."

„Seine Zunge ist übrigens noch sehr beweglich," sprach Menard ganz leise, indem er sich anschickte, zum Nachtessen zu gehen; allein Dubourg, der sich ihm mit majestätischer Miene näherte, stand vor ihn hin und deklamirte, während er mit seinem rechten Arm um sich focht, als ob er schwimmen wollte:

„Ja, da mein Freund, so treu, mir wieder ist gegeben,
Seh' ich verjüngt und schön mein Glück sich wieder heben;
Gewiß des Schicksals Zorn gesänftigter mir scheint,
Seit es uns absichtsvoll an diesem Ort vereint."

Menard betrachtete Dubourg mit Bestürzung. „Sie haben ihn wieder gefunden? fragte er. Wen denn? meinen Zögling?... sind wir hier mit ihm zusammengetroffen?"

Dubourg trat auf Menards Fuß, weil er bemerkte, daß Floridor, statt zu Tische zu gehen, stehen blieb und ihm aufmerksam zuhörte. Er nahm den Hofmeister beim Arme und rief aus:

„Bist es, Elisa, Du? O Tag voll Wonn' und Glück!
Dem Himmel Dank, der Dich gibt meinem Wunsch zurück;

Dich, die, so wie auch ich, von Benjamin entsprossen,
An meiner Seite hat des Lebens Lenz genossen."

„Köstlich... köstlich!... rief Herr Floridor, in die Hände klatschend aus, indeß Herr Menard die Augen im Kreise herumdrehte und jene Elisa suchte, von welcher der Herr Baron sprach! und da er nur die Kellnerin gewahrte, diese fragte, ob sie Elisa heiße.

„Sie sind Künstler? begann Floridor, mit der Kappe in der Hand auf Dubourg zutretend. — Ich, mein Herr, entgegnete dieser, dem Anscheine nach erstaunt und unwillig, belauscht worden zu sein; ich! ... ich schwöre Ihnen, mein Herr... was bringt Sie auf diese Vermuthung? fuhr er mit immer wachsender Stimme fort. — Was!... rief der kleine Mann entzückt aus, und griff nach Dubourgs Hand, die er heftig drückte. Ach! mein Herr! Sie haben sich ja so eben ohne alle Absicht verrathen... aber auch ohne das würde ich Sie erkannt haben... diese Stimme, dieser Gang, dieses edle und majestätische Wesen!... nur ein Schauspieler vom ersten Range vereinigt alle diese Eigenschaften in sich... Sie sind es, verstellen Sie sich nicht länger!..."

„Ich sehe, versetzte Dubourg, indem er mit einer Miene geheuchelter Bescheidenheit lächelte, ich sehe, daß man Sie nicht leicht täuschen kann... Mein Kamerad und ich hatten uns übrigens fest vorgenommen, uns nicht zu erkennen zu geben..."

„Ihr Kamerad! schrie der Kleine, mit einem Freudensprung. Der Herr wäre auch Schauspieler! ... — Ein ausgezeichneter, vollkommener Künstler

im tragischen Fache, und ganz unvergleichlich natürlich im Lustspiel," sagte Dubourg, auf Menard deutend, der dies Alles mit anhörte, wie ein Mensch, in dessen Gegenwart man eine ihm unbekannte Sprache spricht. Herr Floridor ließ ihn aber nicht in dieser Erstarrung; er hüpfte Dubourg um den Hals, er hüpfte Menard um den Hals, ja er hätte die Kellnerin umhalst, wenn man ihn nicht davon zurück gehalten hätte. „Der Himmel sendet Sie! rief er, wie brennend im Zimmer umherrennend. Mein Theater wird eröffnet!... wir werden Phädra aufführen und mit dem Dorfpropheten die ganze Stadt zu Thränen rühren!... Herr Gastwirth, eine Flasche von Ihrem besten Weine ... ich habe die Ehre, die beiden Künstler, die sich incognito hier befinden, zu Tische zu laden."

„Was soll das heißen? fragte Menard den Baron ganz leise. — Das heißt, daß wir die beiden ersten Schauspieler des Königs von Polen sind, daß dieser kleine Schwätzer uns schon ein Nachtessen und in der Folge noch manches Andere bezahlt, daß Sie zu sprechen haben, was ich spreche, und keine so einfältige Miene annehmen sollen. — Was, Herr Baron, Sie... ich für Schauspieler angesehen werden!... — Herr Menard, die Schauspieler sind auch Leute wie andere. Roscius hatte Zutritt bei Sylla; Garrick ruht in der Gruft der englischen Könige; Molière war Schauspieler und ist darum doch ein großer Mann gewesen; und zwei der ersten Dichter unserer Zeit waren Komödianten und sind deßhalb doch gleich verdienstvoll. — Ich habe aber noch nie Komödie

gespielt. — Ich auch nicht, das macht mir aber keine Sorge!... — Was wird man aber sagen, wenn man das erfährt? — Man kann es nicht erfahren, da wir incognito hier sind. — Ich habe aber gar kein Gedächtniß und werde niemals eine Rolle auswendig lernen können. — Man souflirt Ihnen. — Ich bin ja so schüchtern, ich kann es nie über mich gewinnen, öffentlich aufzutreten. — Mit Schminke und Schönheitspflästerchen werden Sie den Muth eines Pagen haben. — Ich werde mich abscheulich ausnehmen. — Wir lassen uns recht theuer bezahlen, dann wird man uns ausgezeichnet finden. — Aber... — Potz Kukuk! jetzt sind es Aber genug... Bedenken Sie doch, daß Alles nur drei oder vier Tage dauert; das Ganze ist nur ein Scherz, der durchaus nichts auf sich hat, und uns Mittel in die Hände schafft, eine weitere Geldsendung zu erwarten. Ich begreife übrigens gar nicht, wie es ein Bürgerlicher wagen kann, wenn ein Mann wie ich, ein polnischer Edler, ein wahlfähiger Woywode, sich zu so etwas entschließt, Einwendungen zu machen. Sie treten als Schauspieler auf, oder ich überantworte Sie dem Zorn des Grafen von Montreville, dessen Sohn Sie nicht beischaffen können. — Ich will auftreten, Herr Baron. — Das ist vernünftig."

Während dieses Gespräches war Herr Floridor bereits in das Nachbarhaus geeilt, wo der Peruquier wohnte, und hatte diesem mitgetheilt, daß zwei berühmte Schauspieler, deren Namen er zwar noch nicht kenne, die aber ausgezeichnet geschickt sein müssen, da

sie incognito reisen, in der goldenen Sonne angekommen seien, und daß er keine Opfer scheuen wolle, dieselben zu bewegen, einige Gastvorstellungen in der Stadt zu geben. Der Friseur ließ die Haartour der Gerichtsschreiberin liegen, die er eben frisiren wollte, und erzählte diese Neuigkeit seinen Kunden, seine Kunden erzählten sie ihren Nachbarn und so wurde sie bald von Haus zu Haus getragen; da nun das Städtchen Voreppe eben nicht groß ist, so wußten es vor Schlafengehen noch alle Einwohner, daß sich zwei große Künstler in ihren Mauern befinden, die incognito reisen.

Herr Floridor kam wieder zurück; man setzte sich zu Tische. Menard mußte neben Dubourg Platz nehmen, damit ihm dieser seine Antworten einblasen konnte, und der Schauspieldirektor ließ sich auf der andern Seite von Dubourg nieder; alle übrigen Tischgenossen behandelten unsere beiden Reisenden mit Auszeichnung, weil sie Herrn Floridors Aufmerksamkeiten gegen dieselben bemerkten; in der Welt ahmt man gar oft nach, was man Andere thun sieht, ohne daß man sich Rechenschaft geben kann, warum es geschieht.

Der kleine Direktor schwatzte an einem fort, Dubourg citirte oft Stellen aus Theaterstücken, die ihm gerade ins Gedächtniß kamen, und Menard beschränkte sich auf die Unterhaltung mit seinem Teller. — Darf ich endlich fragen, mit wem ich die Ehre habe, zu Nacht zu speisen? sagte Floridor. — Wir wollten unerkannt bleiben, antwortete Dubourg, allein die

Artigkeit, die Sie gegen uns an den Tag legen, verdient Offenheit. Sie sehen in uns die beiden ersten Schauspieler von Krakau, die ihren Urlaub zu einer Reise nach Frankreich benützt haben, um sich daselbst in der französischen Sprache auszubilden, da man in Polen französische Komödien spielt, weßhalb unser Theater auch nur von den ausgezeichnetsten Personen besucht wird ... wie z. B. das Bouffontheater in Paris ... — Ich verstehe!... ich verstehe... in welchen Partien treten Sie auf? — In allen! ich übernehme sowohl pantomimische Rollen, als Rollen in der großen Oper. Mein Kamerade Wolowitz hier ist Polens Fleury und ich darf mich Polens Talma nennen... Ach! wenn Sie uns beide in den Jägern und der Milchfrau sehen würden!... aber hier gibt man keine Opern? — Entschuldigen Sie! auch Opern, daß heißt allerdings nur komische Opern ohne Musik, weil wir noch kein Orchester haben; wenn Sie übrigens unsern Wünschen nachgeben wollen, so wird sich unsere Stadt überglücklich schätzen, zwei so große Künstler wie Sie auf ihrer Bühne zu sehen!..."

„Wir waren in Polen in der That sehr beliebt! ... Ach! wenn wir irgendwo spielten, wurden uns immer Sachen zugeworfen!... Das fehlte nie!... Erinnerst Du Dich, Wolowitz... als wir in... Smolensk... den Deserteur und Montargi's Hund spielten... Du warst der Mörder. Hm!... erinnerst Du Dich noch des Beifalls, der uns gespendet wurde?..."

Wolowitz antwortete nicht, weil er noch nicht

wußte, wie sein Freund hieß; allein Dubourg stieß ihn unter dem Tische mehrmals mit dem Fuße, weßhalb er den Kopf in die Höhe richtete, und — während er fortaß — antwortete: „Ja, Herr Baron."

„Sehen Sie? er heißt mich noch Baron, versetzte Dubourg hierauf, er glaubt sich noch ins Stück versetzt!..."

Ein anderer Stoß unter dem Tische machte Menard bemerklich, daß er eine Dummheit gesagt habe. Nun raunte der Hofmeister dem Baron leise ins Ohr: „So sagen Sie mir doch Ihren Namen, ich kann ihn ja nicht errathen."

„Wenn man Boleslaus und Wolowitz auf dem Zettel las, fuhr Dubourg mit einem Blicke gegen Menard fort, so wurde das Haus gedrängt voll und wir stets mit Kränzen bedeckt."

„O! die werden Ihnen hier auch nicht fehlen, sagte Floridor, es werden Ihnen gewiß zugeworfen. Ich habe absichtlich ein Dutzend machen lassen, die meinen Schauspielern bestimmt sind. Auch Verse und Gedichte sollen Ihnen werden... ich habe eine Masse derlei Geschichten... — Sie haben Recht, das schmeichelt dem Künstler und blendet das Publikum. — Ach! Herr Boleslaus, darf ich wohl hoffen, daß Sie sich bestimmen lassen, mit Ihrem Kameraden einige Mal hier aufzutreten?..."

Dubourg ließ sich bitten; er sagte, sie hätten sich heilig vorgenommen, auf keinem Theater Frankreichs zu spielen. Floridor drang in sie, beschwor sie und ließ noch eine Flasche Wein kommen. Menard war

von dem Abendessen und den Höflichkeiten des kleinen Direktors gerührt, und als er vom Tische aufstand, hätte er alle Rollen der Welt gespielt; Dubourg gab nicht so leicht nach, weil er seine Forderung hoch stellen wollte. Floridor wich nicht von ihm, er wollte vor ihm auf die Knie fallen, und, wie er versicherte, die äußersten Opfer bringen, um sein Theater mit zwei so ausgezeichneten Künstlern zu eröffnen; endlich bot er den Herren für vier Vorstellungen hundert Franken an, eine enorme Summe für eine in einem Stalle aufgeführte Komödie; Dubourg gab endlich nach, betheuerte jedoch, es geschehe nur, um ihm einen Gefallen zu erweisen.

Der Kleine war außer sich vor Entzücken, er verfaßte auf der Stelle drei Anzeigen, die Morgens an den Mauern der Stadt angeklebt werden mußten, und worin den Bewohnern der Stadt angezeigt wurde, daß die Herren Boleslaus und Wolowitz, zwei berühmte polnische Schauspieler auf dem Stadttheater auftreten werden.

„Wir wünschen die Bühne mit Phädra und dem Dorfpropheten zu eröffnen, sagte Floridor. — O! mein Gott, das ist uns gleichgültig, entgegnete Dubourg, mit was Sie wollen!... — Nun, so fangen wir also damit unsere Vorstellungen an. — Mit Vergnügen, ich will die Phädra spielen... — Wie, Phädra? übernehmen Sie auch Frauenzimmerrollen? — Ach, nein! den Hippolyt wollt' ich sagen! Und was Wolowitz betrifft, so gibt dieser einen prächtigen Theseus. — Gut. Zum Dorfpropheten fehlt mir nur

der Collin. — Den spiele ich. In vier Tagen treten wir auf. — Vier Tage... das ist sehr lang! — Wir müssen uns erst ein wenig erholen. — Nun denn, in vier Tagen also. Morgen werden Sie bereits angekündigt. Haben Sie Garderobe bei sich? — Nein, wir wollten ja nicht spielen. — Ganz richtig, ich werde für Kostüme sorgen."

Floridor verließ unsere beiden Reisenden und diese legten sich zu Bette. Dubourg lachte über das neue Abenteuer und Menard wiederholte noch einmal: „Da es der Herr Baron thut, warum sollte ich es nicht thun?"

Am folgenden Morgen, als der arme Menard erwachte, war es ihm wie ein Traum, daß er den Theseus spielen solle; aber Dubourg kam mit der Tragödie in der Hand auf ihn zu, und übergab ihm seine Rolle, die der kleine Direktor schon mit der Bemerkung geschickt hatte, daß Nachmittags Probe sei. „Nun, sagte Dubourg, die Rolle hat nicht einmal hundert Strophen... Was will das für Sie heißen, der den Horaz, den Virgil und so viele andere Dichter auswendig gelernt hat? — Ganz gut, aber an diesen haben ich mein ganzes Leben gelernt, während ich zu dieser Rolle nur drei Tage habe. — Machen Sie sich keine Sorgen, ich stehe für Alles, außerdem hat man ja einen Souffleur. — Sie haben Recht, auf den will ich mich verlassen. — Wenn Sie nur wissen, was Sie beim Auftreten zu sagen haben, das ist die Hauptsache. — O! mein Auftreten weiß ich, da hat es keine Noth:

„Das Glück ist mit mir ausgesöhnt, Gemahlin!
Es führt in Deine Arme — “

„Bravo! Sie deklamiren wie ein Engel. — Die verfluchte Aengstlichkeit! — Gestikuliren Sie gut, das ist von großer Bedeutung.“

Um Mittag kam Floridor, und holte die Herren ab, um sie ins Theater zu führen, wo sie von den übrigen Mitgliedern der Truppe erwartet wurden. Der Anblick des Theatersaales, zu dem man durch ein Taubenhaus gelangte, worin das Bureau für den Kassier angebracht war, ergötzte Dubourg ungemein, indeß Herr Menard sich an zwei alte Fässer stieß, aus welchen man Berge gemacht hatte.

Die Truppe respektirte die beiden Neuangekommenen, welche während der Probe ihre Rolle herunterlasen, außerordentlich. Dubourg sprach keinen Satz, ohne daß die andern ausriefen: „Herrlich! welcher Künstler!“ Dies war auch bei Menard der Fall, der durch die ihm gespendeten Beifallsbezeugungen sich bald einbildete, er habe ein geheimes Talent für die Bühne. „Schnupfen Sie, während Sie spielen? fragte ihn Floridor. — Warum nicht? ich mache einen König... der König von Preußen schnupfte stark... die Tabaksdose... ist ein Beweis ... welche... — In Polen, fiel Dubourg ein, nehmen wir auf dem Theater, was wir nur wollen, zu uns, es ist dort üblich, in manchen Rollen sogar nothwendig. — Ach, das ist recht! rief die Frau des Flurschützen aus, welche die Phädra gab, ich wagte als Fürstin nicht zu schnupfen!... — In diesem Fall,

sagte der Schreinergeselle, bin ich so frei, wenn es Herr Boleslaus erlaubt, trotz meiner Rolle als Aricia, einen Mund voll Tabak zu kauen. — Was Sie wollen; große Künstler haben mancherlei Vorrechte. — Non est magnum ingenium sine mixturâ dementiae, fügte Menard bei. — Hören Sie?... Das ist Polnisch," sagte der Direktor zu seiner Gesellschaft.

Drei Tage wurden Proben gehalten, endlich nahte der Tag der Vorstellung. Menard wußte nur sein Auftreten auswendig, das wußte er aber sehr gut, und Dubourg hatte ihn versichert, dies sei hinreichend. Dubourg selbst wußte kein Wort von seiner Rolle, das machte ihm aber durchaus keine Sorge. Morgens vor der Vorstellung ließ er sich die mit Floridor ausgemachten hundert Franken bezahlen, indem er behauptete, so sei es in Polen Gebrauch. Der kleine Direktor zählte ihm die Summe hin und Dubourg steckte das Geld in seine Tasche.

Die zur Phädra gehörigen Kostüme wurden in den Gasthof gebracht. „Kleidet man sich nicht im Theater an? fragte Dubourg den Direktor. — Es fehlt uns an Raum, Jedes muß sich zu Hause anziehen; da es aber schönes Wetter ist, ist es nicht beschwerlich. — Ich muß folglich als Hippolyt durch die Straßen wandern? — Das Theater ist nur zwei Schritte von Ihrem Gasthause entfernt, und Sie können die Rolle in Stiefeln spielen, weil Hippolyt als Jäger auftritt. — Das ist richtig. — Statt des Bogens, der uns abgeht, nehmen Sie eine alte Flinte, die ich Ihnen bringen ließ; der Ladestock stellt die Pfeile vor.

— Ganz gut. Und was die Perüke anbetrifft, so denke ich, Sie werden zufrieden sein; da Hippolyt lange auf die Schultern fallende Lockenhaare haben muß, so ließ ich Ihnen eine Perüke à la Ludwig XIV. arrangiren, die dem Zwecke vollkommen entsprechen wird."

Der Direktor entfernte sich wieder und Dubourg ließ sich von Menard ankleiden, welcher, da er erst im dritten Akte auftreten darf, noch Zeit genug zu seiner Toilette hatte. Dubourg behielt seine schwarzen Beinkleider an, in denen er die hundert Franken hatte, welche er, irgend ein Ereigniß befürchtend, gerne bei sich haben möchte. Auf diese zog er ein Paar weite Nankinhosen an, eine Piqueweste, und hängte den faltigen Mantel um seine Schultern, der statt des Tigerfelles aus Hasenpelz bestand; dann setzte er die Perüke auf, schmierte sich roth an, nahm in eine Hand die Flinte, in die andere sein Taschentuch und eilte ins Theater, nachdem er Menard vorher noch nachdrücklich ermahnt hatte, seine Toilette zu beschleunigen, damit er zu rechter Zeit auftreten könne.

Das Haus war voll, die Einnahme mochte sich etwa auf achtzig Franken belaufen. Floridor war selig, er stieg vor den Augen des ganzen Publikums aus seinem Kasten auf die Bühne und von der Bühne wieder in seinen Kasten hinein, denn das Theater hatte keinen unterirdischen Gang und die Leinwand, die als Vorhang diente, war an eine eiserne Stange festgemacht und wurde wie bei einem Guckkasten auf die Seite gezogen.

Dubourg kam in Schweiß gebadet an, weil ihm

der mit Hasenfell überzogene Mantel und die ungeheure Perüke fürchterlich lästig waren. Die Schauspieler stießen einen Schrei der Bewunderung aus, als sie ihn herannahen sahen. „Wie schön! riefen sie alle. Wie herrlich stellt er den Hippolyt dar!... — Ach! ich spiele die Phädra mit Begeisterung!“ sprach die Frau des Flurschützen, einen Flammenblick auf Dubourg werfend; da Phädra aber schielte und eine ungeheure Schnupftabaksnase hatte, so erwiderte Hippolyt dieses Liebäugeln nicht. Er zog den Vorhang ein wenig zurück, um nach dem Publikum zu schauen; sobald man aber seinen Kopf erblickte, ertönte ein allgemeines Geschrei: die Damen glaubten, es sei ein Löwe. Floridor stieg aus seinem Kasten hervor, kehrte sich gegen die anwesenden Zuschauer und sprach: „Ich habe mit Recht zum Voraus behauptet, daß Sie entzückt und hingerissen sein werden!“ Dann applaudirte er gewaltig, das Publikum stimmte mit ein, Dubourg verbeugte sich vornehm gegen dasselbe, und zog sich hierauf wieder hinter den Vorhang zurück.

Alles war bereit. Phädra hatte ein Kleid à la Maria Stuart an, eine Haube auf und das ganze Gesicht voll Schönheitspflästerchen. Oeone hatte sich schwarz und roth angezogen, um, dem Geiste ihrer Rolle gemäß, bösartig auszusehen; sie hatte sich auch einen kleinen Schnurrbart angeklebt, weil Dubourg sie versicherte, das künde ein Weib von Charakter an. Der Schreinergeselle dagegen hatte zur Darstellung der Aricia seinen keimenden Backenbart aufgeopfert; man hatte ihm ein weißes Perkalkleid angezogen und eine Rosenguirlande

in die Haare gethan; er ahmte trotz seines Tabakkauens die weibliche Stimme ziemlich gut nach.

Der Peruquier, der den Theramenes gab, war à la Franz I. frisirt, er trug ein spanisches Kostüme und hatte statt des Degens seinen Nationalgardistensäbel an sich hängen. Die Rollen der beiden andern Vertrauten mußte Floridor aus seinem Soufleurkästchen hersagen. Man erwartete nur noch Theseus, um mit dem Stücke zu beginnen, dieser kam immer noch nicht, allein er durfte erst im dritten Akte auftreten. „Wir wollen auch ohne Theseus anfangen, sagte der Direktor, das Publikum wird ungeduldig, man kann es nicht länger warten lassen; er kommt sicher bis zum Beginn des dritten Aktes. — Ganz gewiß, erwiderte Dubourg, seine Toilette wird ihn noch aufhalten. Er befolgt die Genauigkeit der Kostüme aufs Strengste, und richtet sich im Kleinsten nach der Vorschrift."

Der Direktor, welcher zugleich Soufleur, Regisseur und Maschinist war, läutete dreimal und zog dann den Vorhang zurück, dieser ließ sich aber anfangs nur zur Hälfte zurückschieben und mußte von zwei Zuschauern, die auf die Bühne stiegen, vollends ganz aufgezogen werden. Dann eilte Herr Floridor mit einer Kerze in der Hand wieder in seinen Kasten hinab und das Stück begann.

Als Dubourg, majestätisch in seinen Mantel eingehüllt, auf die Bühne trat, ließ sich unter dem Publikum ein Murren des Erstaunens vernehmen, welches nicht gerade von Bewunderung herrührte; denn Dubourg war mit seiner Perüke, seinem dick aufgetragenen

Roth, welches ihm über die Wangen herabfloß und seiner alten Flinte auf der Schulter nichts weniger als schön. Nach dem Kopfe zu urtheilen, den man einen Augenblick bemerkt hatte, war man der Vermuthung gewesen, in Hippolyt einen prächtigen, hochgewachsenen Mann zu sehen; statt dessen erdrückte diesen aber der Mantel fast; auch war ihm die Größe des Theramenes ungünstig und verkleinerte ihn noch. „Das ist ein Pole! sprach man unter einander. — Er ist zwar sehr häßlich, sagten die Damen; aber man versichert, er sei ein großer Künstler!..."

Dubourg wälzte, um seinem Gesichte einen Ausdruck zu geben, die Augen fürchterlich im Kopfe herum, und der unglückliche Theramenes, dessen Haupt die Decke berührte, war genöthigt, sich gebückt zu halten, damit seine Frisur nicht die Spinngewebe abkehrte, die an dem Plafond des Tempels hingen.

Dubourg, dem man durchaus keine Schüchternheit vorwerfen konnte, debutirte seine Rolle schreiend wie ein Bär, und gestikulirte dabei so heftig, daß Theramenes vor Beendigung der ersten Scene schon zwei Ohrfeigen von Hippolyt erhalten hatte. Bei der dritten fing der Friseur an, ärgerlich zu werden, und brummte zwischen den Zähnen: „Potz Donnerwetter, nehmen Sie sich doch in Acht!... wenn Sie so um sich hauen, so sehe ich, ehe noch das Stück zu Ende ist, aus, wie ein gebratener Apfel." Allein das Publikum fand diesen Eifer bewundernswürdig; es klatschte Beifall, es rief bravo! Dubourg schrie zum heißer werden und eine schwangere Frau, die auf

dem Parterre saß, war genöthigt, sich zu entfernen, weil sie die fürchterlichen Grimassen und Verzerrungen Dubourgs so angriffen, daß sie ihre Niederkunft befürchten mußte.

Der erste Akt ging ziemlich gut vorüber; obwohl sich das Publikum bedeutend wunderte, als der Soufleur die Rolle des Panope aus seinem Kasten hervordeklamirte; da dieser übrigens wenig zu sprechen hat, so setzte man sich darüber weg. Außerdem kehrte sich Floridor gegen das Parterre und sagte: „Meine Herren, so werden beinahe alle Vertrautenrollen in in den Städten dritten Ranges gespielt.“

Aber Theseus war immer noch nicht da. „Was Teufels mag er wohl im Gasthaus treiben? fragte Dubourg, paßt ihm vielleicht sein Kostüm nicht? — O! sicherlich, entgegnete der Direktor; ich habe ihm eine prachtvolle gelbe Tunika und desgleichen Beinkleider gegeben; statt des Diadems hat er einen Turban von gleicher Farbe, den ich als Mahomet aufhatte. — Also ist Theseus ganz gelb gekleidet?... — So schreibt es die Tradition vor; sie muß genau befolgt werden. Wir wollen übrigens den zweiten Akt anfangen, und hoffen, daß er bald kommt.“

Der zweite Akt begann, ging aber nicht so gut von Statten wie der erste. Aricia spuckte in einem Augenblick des Eifers ihren Tabak in Hippolyt's Gesicht, daher gab derselbe seiner Geliebten einen Hundstritt, gerade als sie zu ihm sagte:

Herr, mäß'ge diesen Edelmuth, der mich
Beschämt!...“

„Das wird Sie lehren, sich künftig in Acht zu nehmen! sagte Dubourg. — Wenn ich nicht als Weib hier stünde, würde ich Ihnen auf eine andere Art Antwort geben, entgegnete der Schreiner, ihm die Faust zeigend. — Ich rathe Ihnen, sich ruhig zu verhalten."

Floridor stieg eiligst aus seinem Kasten hervor, um Hippolyt und Aricia zu versöhnen; dies gelang ihm endlich und das Stück wurde fortgespielt. Eine Weile darauf befand sich Dubourg mit Phädra auf der Bühne und wartete auf den Soufleur, der ihm die Rolle vorsagen sollte; der Direktor souflirte aber nicht, weil er nichts mehr sah. Er schrie daher laut: Eine Lichtscheere!... bringt doch eine Lichtscheere!... — Wie dumm! sagte Phädra, indem sie sich bückte, das Licht in die Höhe nahm und es recht anmuthig mit den Fingern putzte. Hier, Kleiner, so hilft man sich, wenn man Instinkt hat;" damit stellte sie die Kerze wieder in den Kasten.

Diese Unterbrechung gefiel dem Publikum nicht, es hatte bereits über die Streitigkeit zwischen Hippolyt und der Prinzessin gemurrt; und einer der Zuschauer, welcher strenger war als die übrigen, weil er in Grenoble öfters ins Theater kam, warf einen rohen Erdapfel auf die Bühne, welcher an Phädra's linkem Ohr vorbeistreifte; die Frau des Flurschützen vollendete ihre Scene in Thränen, und somit schloß der zweite Aufzug, der einen nahen Sturm befürchten ließ.

Floridor stieg nach jedem Akt aus seinem Kasten hervor; er eilte auf die Bühne und tröstete Phädra,

die nicht mehr spielen wollte; er bemühte sich, den Muth der Schauspieler zu beleben und versicherte sie, die letzten Akte werden Alles gut machen; er versprach sich besonders viel von dem Auftreten des Theseus, welchen man noch nicht gesehen hatte, und hoffte, derselbe werde einen außerordentlichen Eindruck hervorbringen. Aber Theseus kam immer nicht, man war allgemein beunruhigt. „Was kann ihm doch zugestoßen sein? rief Dubourg aus. Ich will in den Gasthof eilen, sein Ausbleiben ist mir unerklärlich; ich werde ihn sogleich herschaffen. — Machen Sie doch schnell, denn wenn wir jetzt das Publikum warten lassen, verderben wir es ganz mit ihm."

Nun wollen wir sehen, warum Herr Menard, der sonst in Erfüllung all seiner Pflichten so pünktlich ist, noch nicht ins Theater kam. Nach Dubourgs Entfernung beschäftigte er sich mit seinem Anzuge, und das war keine Kleinigkeit für einen Mann, der noch nie auf einem Balle war und sich noch nie verkleidet hatte, sondern seit dreißig Jahren dasselbe Kostüme trug. Menard betrachtete die Tunika, die türkischen Beinkleider und den Turban nach allen Seiten; es kostete ihn Ueberwindung, dieses gelbe Kleid anzuziehen und Speck auf seine ehrwürdigen Wangen zu schmieren; er mußte immer an Roscius, Garrick und Molière denken, sonst wäre es ihm unmöglich gewesen, sich zum Schauspielen herzugeben. Auch hatte er es versprochen; er war es verpflichtet; der Herr Baron, ein polnischer Edelmann, gab ihm das Beispiel... er mußte sich in die Nothwendigkeit fügen.

Mit vieler Mühe gelang es ihm endlich, sich als Theseus zu kostümiren. Er sah in Spiegel, lächelte und fand sich nicht mehr so übel; der Gedanke, daß er den König von Athen vorstellen werde, begeisterte ihn einigermaßen, er ging seine Rolle noch einmal im Kopfe durch, studirte hauptsächlich sein Auftreten und verließ sodann das Zimmer, um sich ins Theater zu begeben mit den Worten: „Sic fata volunt.“

In demselben Augenblicke kam ein Reisender mit einem schönen Wagen vor dem Gasthause an. Alles gab einen reichen, vornehmen Mann kund. Der Gastwirth fragte ihn eifrigst nach seinen Befehlen. Der Reisende, ein kleiner, magerer Greis mit strengen Zügen, erkundigte sich kurz und barsch nach den seit Kurzem in der Stadt angekommenen Fremden, und auf die Antwort des Wirthes rief er aus: „Ich werde also nicht erfahren, was aus ihnen geworden ist!... — Werden der Herr zu Nacht speisen? fragte der Wirth. — Nein, ich habe keinen Hunger... Man sorge nur für meine Pferde... Vielleicht reise ich schnell wieder ab; geben Sie mir übrigens ein Zimmer, wo ich einen Augenblick ausruhen kann.“

Der Ton des Reisenden schien nicht zu langem Gespräche aufzufordern. Der Wirth nahm daher rasch ein Licht und machte den Führer des eben angekommenen Herrn. Auf der Treppe befand man sich Herrn Menard gegenüber, der gerade majestätisch herabstieg und deklamirte:

„Das Glück ist mit mir ausgesöhnt, Gemahlin!
Es führt in Deine Arme — “

Der kleine Greis erhob den Kopf, als er Menards Stimme hörte, er betrachtete denselben lange mit Erstaunen und rief endlich aus: „Ist es möglich! Herrn Menard sehe ich in solchem Aufzuge!“

Menard sah den Reisenden an und blieb starr vor Entsetzen, als er den Grafen von Montreville, Friedrichs Vater, erkannte, dessen Augen Zorn sprühten, und welcher Theseus beim Arme nahm, heftig in sein Zimmer hineinstieß, sich vor ihn hinstellte, und mit dem strengsten Tone auszufragen begann.

„Was soll das heißen, Herr Menard? was bedeutet der Turban auf Ihrem Kopfe und der gelbe Anzug, in dem Sie aussehen wie ein Tollhäusler? — Herr Graf... die gelbe Farbe ist nicht zu verachten: in China sind gelbe Westen und Pfauenfedern Zeichen der Vornehmheit. — Potz Kukuk, mein Herr, lassen Sie die Chinesen und antworten Sie mir: warum sehe ich Sie in diesem komischen Aufputze? — Herr Graf... weil ich heute Abend den Theseus spiele... — Sie spielen den Theseus!... — Ja, Herr Graf, in der Phädra, die gegeben wird. — Wie, Herr Hofmeister, Sie spielen Komödie! — Mein Gott, Herr Graf, die Umstände... und auch abgesehen davon, war Roscius der Umgang von Sylla... Garrick ruht in der Westmünsterabtei und Molière... — Kommen Sie in Vergleich mit diesen Männern, mein Herr? Habe ich Sie zum Komödienspielen bei meinem Sohne angestellt? haben Sie deßhalb diese Reise angetreten? haben Sie und Friedrich geglaubt, ich lasse mich lange für Narren halten?

Nach vierzehntägiger Abwesenheit hatten Sie schon die achttausend Franken verschwendet, die ich Ihnen mitgegeben habe... — Herr Graf, wir haben sie nicht verschwendet. — Still, mein Herr, ich will diese Thorheit verzeihen. Nun schicke ich euch wieder Geld und statt, daß ihr eure Reise fortsetzet, erfahre ich, daß ihr in Grenoble bleibt, daß mein Sohn in der Dauphiné eine Reise um die Welt macht!.... — Die Gegend ist wunderschön, Herr Graf. — Ich reise von Paris weg, ich will selbst sehen, was euch in Grenoble festhält. Ich gehe nach Grenoble, finde euch aber nicht... suche euch vergebens in der Umgegend.... Endlich treffe ich Sie in diesem Kostüme, in welchem ich Sie allerdings, ich gestehe es, nicht erwartet hätte. Aber wo ist mein Sohn? spielt der auch Komödie? — Nein, Herr Graf. — Wo ist er denn?... reden Sie doch!... — Er ist verloren, Herr Graf... — Verloren! was wollen Sie damit sagen?... antworten Sie, mein Herr. — Das heißt, er hat sich nur verirrt, Herr Graf... — Bedenken Sie, mein Herr, daß ich Ihnen meinen Sohn anvertraut habe... — Wir finden ihn wieder, Herr Graf; der Herr Baron Potoski wird Kuriere an alle Höfe Europa's schicken. — Wer ist der Baron Potoski? ... — Ein polnischer Edelmann, ein junger, äußerst gelehrter Mann, der Woywode von Rava und von Sandomir ist, und ein prächtiges Schloß auf dem Karpathengebirge besitzt, welches er mit Gas heizt... — Ach! warum nicht gar, ich glaube, man hat Sie um den Verstand gebracht, Herr Menard?... —

Nein, Herr Graf, ich weiß, was ich spreche, und rede die Wahrheit. — Wo haben Sie den Baron getroffen? — Unterwegs, in der Nähe von Paris noch, wo wir, gelegenheitlich gesagt, von ihm niedergefahren wurden, und ich in einen Graben purzelte. Ihr Herr Sohn hat dann übrigens in dem Baron Potoski einen seiner intimsten Freunde erkannt, wir stiegen hierauf in die Berline des Königs Stanislaus, wo ich den Platz der ungarischen Fürstin einnahm, und seither sind wir immer mit einander gereist."

Der Graf von Montreville schritt im Zimmer auf und ab, stampfte heftig mit dem Fuße und hob die Augen gen Himmel. Menard stand mit seinem Turban in der Hand in einer Ecke und wagte nicht, sich zu rühren. Nach einer Weile trat der Graf wieder auf ihn zu und fragte: „Und was ist aus dem Baron geworden? — Er macht den Hippolyt, Herr Graf ... er spielt eben jetzt ... und ... doch, da sehen Sie ihn ja selbst, Herr Graf ..."

In diesem Augenblick trat in der That Dubourg hastig ins Zimmer und schrie: „Vorwärts, Theseus! man erwartet Sie zum dritten Akt! ..." Er hielt jedoch inne und blieb unbeweglich stehen, als er den Grafen bemerkte, welcher ausrief: „Ich habe es mir doch gedacht, dieser liederliche Dubourg werde es sein!"

Bei diesen Worten riß Menard die Augen groß auf, und Dubourg verbeugte sich tief vor Friedrichs Vater.

„Vorwärts, Herr Menard, folgen Sie mir! befahl der Graf; legen Sie diese Kleidung ab, die

sich nicht für Sie schickt, Sie müssen auf der Stelle mit mir abreisen."

Der arme Hofmeister ließ sich das nicht zweimal sagen, in einem Nu warf er die Tunika und die Beinkleider weit von sich weg; dann zog er seine Kleidung wieder an, nahm seinen Hut und trat demüthig vor den Grafen, welcher zu Dubourg sagte: „Was Sie betrifft, mein Herr, dessen Umgang für meinen Sohn so vortheilhaft war, so bedenken Sie, daß, wenn ich Friedrich nicht bald wieder finde, mein Zorn über Sie ergehen wird... Folgen Sie mir, Herr Menard!"

In wenigen Minuten saßen der Graf und der Hofmeister im Wagen, von dem die Pferde noch nicht einmal ausgespannt waren, fuhren vom Gasthofe weg und kehrten nach Grenoble zurück, wo der Graf in Bälde Nachricht über seinen Sohn zu erhalten hoffte.

Als Dubourg sich von dem ersten Schreck, worein ihn dieser Vorfall versetzt, erholt hatte, dachte er an das ihm zunächst Bevorstehende: das Publikum erwartete Theseus, ohne welchen das Stück nicht fortgespielt werden konnte, und das Vorepper Publikum schien gerade nicht liebenswürdig, wenn ihm seine Wünsche nicht erfüllt wurden. Auf der andern Seite hatte er von dem Direktor die Bezahlung für sich und Menard erhalten, wie sollte er jetzt ihr Versprechen halten, da Menard fort war?

Während er sich hierüber besann, ließ sich ein verworrener Lärm auf der Straße vernehmen. Dubourg eilte ans Fenster; nun sah er Floridor mit

mehren Zuschauern herankommen, die fluchten, tobten und schrieen: „Die beiden Polen müssen spielen, oder wir prügeln sie durch;" worauf Floridor rief: „Sie spielen, meine Herren, sie spielen ... ich habe sie zum Voraus bezahlt!"

Dubourg sah die ihm drohende Gefahr vor Augen; er schwankte, ob er das Geld zurückgeben, sich wegen der Abreise seines Collegen entschuldigen oder den Direktor die Sache mit dem Publikum ausfechten lassen solle. Der letztere Gedanke leuchtete ihm mehr ein, denn selbst wenn er das Geld zurückgab, konnten ihm Prügel bevorstehen, auch fand er, daß seine Darstellung des Hippolyt wohl so viel werth sei, als er empfangen habe. Wie er die Menge in den Hof hereinströmen sah, zögerte er nicht länger, sondern eilte an ein Fenster, welches ins Freie führte, sprang hinaus, fiel auf ein Sauerampferbeet, erhob sich, schlug seinen Mantel um sich herum und rannte davon, als ob ihn die ganze Stadt verfolgte.

Der Graf und Menard waren bald in Grenoble und stiegen in dem Gasthaus ab, wo unsere drei Reisenden logirt hatten; der Hofmeister mußte nämlich dasselbe dem Grafen bezeichnen; unterwegs forschte Herr von Montreville Herrn Menard in Beziehung auf seinen Sohn noch weiter aus, und aus Allem, was ihm dieser antwortete, ersah er leicht, daß Friedrich durch eine Liebschaft an die Umgegend gefesselt sei; dies beruhigte den Grafen ein wenig; denn er zweifelte nicht, daß seine Gegenwart genügen werde, seinen Sohn zur Vernunft zurückzuführen.

Bei der Ankunft im Gasthause entspann sich zwischen Menard und dem Wirthe eine Scene, wegen eines Charabanks, den dieser hergeliehen habe. Er sprach auch von Dubourg, und erzählte, daß ein Gläubiger des angeblichen Barons Potoski denselben in Grenoble aufgesucht habe, und auf ihn fahnden lasse.

Der arme Menard antwortete nichts: er war zu schmerzlich beschämt, als er erfuhr, daß der, den er für einen polnischen Edelmann gehalten, ihn seit dem Anfang ihrer Reise am Narrenseil herumgezogen habe. Der Graf von Montreville brachte den Gastwirth zum Schweigen, indem er seine Forderung bezahlte. Die Reisenden blieben in Grenoble über Nacht, der Graf beabsichtigte, sich am folgenden Morgen mit Menard an den Ort zu begeben, wo dieser behauptete, Friedrich gelassen zu haben.

Aber am folgenden Tage, als sich eben der Graf zur Reise anschicken wollte, stieß Menard einen Freudenschrei aus und rief: „Da ist er, Herr Graf... Das Schaf kehrt in den Stall zurück, das Kind kommt wieder zu seinem Vater heim... Schlachtet das gemästete Kalb, unser Sohn ist da!“

Friedrich langte in der That am Gasthofe an, war aber weit von der Vermuthung entfernt, seinen Vater hier zu finden. Der Graf ging, von Menard gefolgt, rasch hinab, und trat mit strenger Miene seinem Sohne entgegen; der junge Mann schlug die Augen nieder und schien bestürzt über dieses Zusammentreffen.

„Endlich finde ich Sie wieder, mein Herr, redete

ihn der Graf an; man hat mir Nachrichten über Sie gebracht, ich habe den Genossen Ihres Leichtsinns gesehen; ich habe erfahren, daß Sie es mit Ihren Reisen nicht weiter gebracht haben, als in einen Wald, in ein elendes Dorf, und daß Sie sich, wie es scheint, einbilden, Sie hätten jetzt genug Kenntnisse gesammelt; ich enthalte mich übrigens jedes Vorwurfes, mir muß man Vorwürfe machen, daß ich Ihnen einen Begleiter mitgab, wie Herrn Menard. Doch wir wollen das vergessen und abreisen."

Diese Worte drangen bis in Friedrichs Herz; die Vorwürfe seines Vaters hatte er muthig ertragen, aber jetzt war er von Schmerz ergriffen, blickte hinter sich und stammelte einige Worte, um von dem Grafen noch einen oder zwei Tage Aufschub zu erhalten; aber dieser that, als ob er nichts höre, und fuhr mit rauher Stimme fort: „Ich erwarte Sie, mein Sohn."

Der Wagen war bereit, was sollte er machen? wie sollte er seinem Vater den Gehorsam verweigern? Friedrich zitterte... zögerte noch... allein der Graf nahm ihn bei der Hand und zog ihn in den Wagen, ohne daß er es riskirte, zu widerstehen. Er hatte seine Gedanken noch nicht gesammelt, als ihn die Pferde schon weit von Grenoble wegtrugen. Er lehnte den Kopf zum Wagen hinaus, um nach der Richtung von Vizille hinzublicken, stieß dann einen tiefen Seufzer aus... seine Augen schwammen bei der Erinnerung an Schwester Anna in Thränen und er sprach alle Augenblicke bei sich: „Die arme Kleine, was wird sie denken?"

Drittes Kapitel.

Der Liebe Lust währt einen Augenblick, der Liebe Kummer währt ein ganzes Leben.

Warum gleicht die Liebe, wenn sie einen Monat dauert, nicht mehr der vom ersten Tage? warum ist sie, wenn sie ein Jahr dauert nicht mehr so glühend als im ersten Monat? warum genießen wir mit Gleichgültigkeit, wenn uns der Besitz nicht mehr streitig gemacht wird, und warum empfinden wir oft gar keinen Genuß mehr, wenn wir das glühend Verlangte erreicht haben? Das rührt daher, weil Alles in der Welt, worin wir uns befinden, vergänglich ist; weil die vergnügungssüchtigen Menschen immer nach neuen Genüssen jagen und die Liebe für Viele nur eine Zerstreuung ist. Vielleicht haltet ihr mir aber entgegen: Ich bin seit drei Jahren verheirathet, und liebe meine Frau wie am ersten Tage; mein Liebhaber betet mich seit sechs Monaten an und ist verliebter als je: das will ich zugeben! Denn jede Regel hat ihre Ausnahme und Jedes kann sie auf sich anwendbar machen; auch will ich nicht behaupten, die Liebe entfliehe: ich meine damit nur, sie gehe in andere Schattirungen über, und unglücklicherweise haben die spätern nicht mehr den Glanz, den Schimmer und den Reiz der Grundfarbe mehr.

Friedrich liebte allerdings die schöne Stumme noch immer; indessen brachte er bereits drei Wochen mit ihr im Walde zu, und dies schien ihm allmählig ein

wenig langweilig; die Liebhaber machen meist den Fehler, daß sie sich in den ersten Tagen ihres Glückes an Wollust übersättigen. Es geht ihnen wie jenen Fressern, die mit Heißhunger an den Tisch sitzen, und die, weil sie zu hastig essen, ersticken, ehe die Hälfte der Mahlzeit zu Ende ist.

Schwester Anna fühlte diese Langweile nicht; sie war in Friedrichs Nähe glücklicher und liebevoller als jemals. Aber im Allgemeinen lieben die Weiber inniger als die Männer, und außerdem war die arme Waise kein gewöhnliches Weib. Friedrich war ihre Welt, ihr Alles. Seit sie ihn kannte, hatten sich ihre Seelenkräfte gesteigert und ihr Geist gebildet; seitdem hatte sie denken, wünschen, fürchten und hoffen gelernt: tausend niegefühlte Empfindungen ihren Herzschlag belebt. Ehe sie die Liebe kannte, war ihr Dasein nur ein Traum, Friedrich hatte sie in's Leben gerufen.

Wenn sie ihn traurig und zerstreut sah, so verdoppelte sie ihre Sorgfalt und ihre Schmeicheleien; dann zog sie ihn mit sich in den Wald ... entschwand seinen Blicken, barg sich eine Weile hinter Büschen oder Bäumen, zeigte sich dann plötzlich wieder und stürzte sich in seine Arme, der milde Ausdruck ihrer Züge wurde durch ihre kindliche Anmuth noch bei weitem erhöht.

Sobald die Nacht hernieder sank, kehrten sie in den Garten bei der Hütte zurück. Die lebhafte, flinke Schwester Anna bereitete in einem Nu das Abendessen zu, welches sie, sobald die alte Margaretha zu

Bette gegangen war, mit einander verzehrten. Die junge Stumme pflückte Früchte, brachte Milchspeisen und frisches Brod herbei; hierauf setzte sie sich dicht neben Friedrich und bot ihm das Schönste und Beste dar. Wenn ihr Geliebter sprach, lauschte sie mit Entzücken seinen Worten; man sah, daß Friedrichs Laute ihr bis in die Seele drangen. Als er einst eine zärtliche Romanze sang, horchte das junge Mädchen unbeweglich und aufmerksam, sie fürchtete einen Ton davon zu verlieren, dann gab sie ihm ein Zeichen, sie zu wiederholen. Seit jenem Tage war es ihr größtes Vergnügen, seinem Gesange zuzuhören. Friedrich hatte eine wohlklingende biegsame Stimme, sie hätte ihm den ganzen Tag zuhören können.

Auf diese Weise suchte Schwester Anna ihren Geliebten zu fesseln. Dies waren nicht die Bemühungen einer Kokette... sondern einfach das Bestreben der Liebe... und weiter nichts; wie weit bleiben hinter diesem die Künste und Finessen der Kokette zurück!

Warum lassen wir Thoren uns von dem Netze der Einen umgarnen, während wir die aufrichtige Liebe der Andern nur mit Kälte lohnen? weil die Kokette uns beständig zwischen Furcht und Hoffnung schweben läßt: merkt sie, daß wir sehr verliebt sind, so spielt sie die Grausame; sind wir einigermaßen kühl, so stachelt sie uns zur Eifersucht; scheinen wir zu vertrauensvoll, so erregt ihr Hohn unsere Besorgnisse; sind wir satt und überdrüssig, so wird sie zärtlich, gefühlvoll, leidenschaftlich und führt uns durch ein Wort zu ihren Füßen zurück. Dieser fortwäh-

rende Wechsel läßt dem Herzen keine Zeit zu erkalten ... Ich wollte uns eben wieder mit den Gourmands vergleichen, deren Appetit durch die Verschiedenartigkeit der Speisen gereizt wird, allein ich beschränke mich hierauf, man könnte sonst glauben, ich habe die Kunst zu lieben in dem „königlichen Koch“ (Cuisinier Royal) studirt.

Seit mehren Tagen machte Friedrich kleine Spaziergänge in der Umgegend. Dies beunruhigte anfangs Schwester Anna; aber er kam immer bald wieder nach Hause zurück, und ihre Befürchtungen schwanden. Bei Friedrich schlich sich allmählig der Gedanke an die Zukunft und an seinen Vater ein. Was würde der Graf von Montreville sagen, wenn er wüßte, daß sein Sohn mit einem jungen Landmädchen in den Wäldern lebe? ... Dieser Gedanke erschreckte ihn oft, und je mehr Zeit verstrich, je häufiger trat er vor seine Seele.

Manchmal sprach er bei sich: „Wenn mein Vater dieses reizende Mädchen sehen würde, so müßte er sie lieb gewinnen! ... Wäre aber seine Zuneigung für sie ein Grund, sie seinem Sohne zur Gattin zu geben? ... Nein, das ließe sich eben nicht annehmen; der Graf von Montreville war durchaus nicht romantisch; er war stolz, liebte den Reichthum, den Ueberfluß, weil er wußte, daß man durch Vermögen Ansehen erlangt, man durfte also nicht voraussetzen, daß er in die Heirath seines Sohnes mit einer armen Bäuerin willigen werde.

Allerdings wäre seine Zustimmung nicht nöthig

gewesen; aber dann hätte Friedrich auf sein Erbtheil verzichten, arbeiten und durch seine Kenntnisse seinen Unterhalt verdienen müssen; jedenfalls konnte man aber nicht immerwährend im Walde bleiben, denn der junge Graf fühlte nach und nach, daß es ein Unsinn wäre, im einundzwanzigsten Jahre die Welt zu fliehen, und daß man, wenn man eine hübsche Frau habe, sich nicht gerade mit ihr in einen Wald begraben müsse.

Von Tag zu Tag regten sich diese Gründe mächtiger in ihm; besonders wenn er von Schwester Anna entfernt war, überließ er sich diesen Betrachtungen, und mit jedem Tage dauerte seine Abwesenheit länger. Die arme Kleine seufzte hierüber: sie zählte die Minuten, die sie getrennt von ihrem Geliebten verlebte; sie eilte in's Thal hinab, um ihn heimkehren zu sehen, sie empfing ihn mit schmerzlich betrübter Miene, wenn er lange weg geblieben war; sie war indeß so außerordentlich glücklich, ihn wieder zu sehen, daß ihr Kummer bald wieder verscheucht ward... sie vergaß all' ihre Leiden, wenn sie ihn an ihr Herz drückte.

Ein Monat war verflossen. Dubourg und Menard hatten sich nicht mehr gezeigt, um sich nach Friedrich zu erkundigen, dies setzte ihn sehr in Erstaunen. Es war ihm nicht wie uns bekannt, daß seine beiden Reisegefährten bei ihrem Freunde Chambertin einquartirt waren, der ihnen mit dem Feuerwerke eine Ueberraschung bereitete, wo er dann sah, was wir wohl wissen, was er aber nicht wußte, und wie man ver=

sicherte nie erfuhr, denn seine Frau machte ihm weiß, er habe nur Feuer gesehen.

Friedrich begriff die Gleichgültigkeit seiner Freunde, besonders Menards, nicht; er dachte daher: „es muß ihnen wieder etwas zugestoßen sein; Dubourg wird wieder eine Dummheit gemacht haben... Es war thöricht von mir, ihm all mein Geld anzuvertrauen." Das Resultat dieser Betrachtungen war stets, daß er nach Grenoble gehen und dort sehen müsse, was die Herren machen. Aber nachdem er zu Dubourg gesagt hattt, er wolle immer im Walde bleiben und auf ewig die falsche, niederträchtige Welt fliehen, deren Freuden nicht so viel werth seien, als die Ruhe einer Hütte... konnte er sich nicht wohl entschließen, sie in der Stadt zu besuchen; denn der Mensch beharrt oft lieber auf einem Fehler, als daß er zugibt, er habe Unrecht.

Allein die Unthätigkeit tödtete Friedrich fast; mit dem besten Willen kann man sich nicht den ganzen Tag mit einem hübschen Weibe beschäftigen; die arme Kleine fühlte sich schon nicht mehr so glücklich, weil ihr holder Freund manchmal traurig war und bisweilen seufzte. Endlich eines schönen Abends, da Friedrich sich nicht mehr länger bemeistern konnte, sagte er zu seiner Gefährtin: „Morgen mache ich mich mit Tagesanbruch nach Grenoble auf, um zu sehen, was meine Freunde machen."

Die Kleine blieb, wie von einem unerwarteten Schlag getroffen, einen Augenblick unbeweglich stehen, dann hob sich ihre Brust und zwei Thränenströme

entstürzten ihren Augen. Sie deutete mit den Armen auf den Weg nach der Stadt und dann auf sich, und schien zu sagen: „Du verläßt mich also?" Das junge Mädchen konnte sich, um ihren Geliebten zurückzuhalten, nicht jener süßen, zärtlichen Worte, jener Bitten bedienen, denen so schwer zu widerstehen ist. Wie ausdrucksvoll waren aber ihre Bewegungen und Geberden, wie sprechend ihre Blicke! ... man brauchte sie nur anzusehen, um all' ihre Gedanken zu verstehen.

„Ich kehre wieder zurück, sagte Friedrich, ich verspreche es Dir; ich komme wieder und werde nie eine Andere lieben als Dich."

Diese Worte trösteten Schwester Anna; denn sie setzte keinen Zweifel in die Versprechungen ihres Geliebten. Erinnern Sie sich, meine Damen, daß Schwester Anna mit der Welt unbekannt war; welches bisweilen eine sehr qualvolle Kenntniß ist, da sie uns den Illusionen des Herzens entsagen lehrt.

Der Abend verfloß traurig; denn obgleich Anna nicht an Friedrichs baldiger Rückkehr zweifelte, war doch der Gedanke an die Abreise ihres Freundes grausam für diese glühende Seele, welche glaubte, das Glück ihrer Liebe dauere bis an das Ende ihres Lebens. Friedrich that sein Möglichstes, Schwester Anna aufzuheitern; allein durch vermehrte Zärtlichkeit erweckt der Mann die Liebe nur um so mehr ... Dieses wäre also nicht das Mittel eine Trennung zu versüßen! und doch ist es das gewöhnliche.

Der Tag brach in den Augen der jungen Waise

sehr düster an... Kann der Tag schön sein, der uns von allem was wir lieben trennt?... Friedrich stieg an der zitternden Hand der armen Kleinen den Berg hinan, der auf die Straße führt. Dort schied er endlich, nachdem er seine Versprechen wiederholt, und den zärtlichsten Abschied von ihr genommen hatte, und entschwand den Blicken seiner Freundin.

Welches Gewicht drückte das Herz des armen Mädchens!... sie sah Friedrich nicht mehr... allein sie verließ diese Stelle noch nicht... ihr Auge spähte noch nach ihm... Plötzlich blickte sie auf ihre nächste Umgebung... dann fing sie an heftig zu schluchzen, und sank vor einer alten Eiche auf die Knie nieder... diese küßte sie ehrfurchtsvoll... Arme Kleine! Dies war der Ort, wo ihre Mutter auf ihren Vater harrend starb!... sie erinnerte sich dessen, faltete inbrünstig ihre Hände zum Gebet zusammen... und empfahl sich dem Geiste ihrer Mutter.

Schwester Anna ging mehrmals des Jahres zu dieser alten Eiche, unter welcher die unglückliche Klotilde gestorben war und betete dort; mit Friedrich war sie übrigens nie hingekommen. An diesem Tage schlug sie den Pfad ein, der auf den Weg nach der Stadt führt; Schwester Anna hatte es in ihrem Schmerz vertieft gar nicht bemerkt.

Arme Kleine, welches beängstigende Vorgefühl peinigte dein Herz; du erinnertest dich deiner Mutter und dachtest: Werde ich denn auch so unglücklich sein wie sie?...

Sie mußte in die Hütte zurückkehren, die alte

Margaretha konnte ihrer bedürfen. Schwester Anna verließ langsam den Berg; sie seufzte oft, und wendete ihren Blick nach der alten Eiche um... Dort hatte er sich von ihr getrennt!... wie ihre Mutter wollte sie jeden Tag dort hingehen und seine Rückkehr erwarten.

Sie sah ihre Hütte, ihre Bäume, ihre Ziegen wieder: sie lebte wie früher und verrichtete ihre gewöhnlichen Geschäfte. Aber in ihren Augen schien alles anders, der Wald kam ihr traurig vor, und sie fühlte überall Langeweile. Ihr Garten hatte keinen Reiz mehr für sie, ihre Wohnung schien ihr öde ... Friedrich verschönerte Alles! und Friedrich war nicht mehr da!... Ehe sie ihn kannte, ruhten ihre Blicke überall mit Freuden, jetzt betrachtete sie alles gleichgültig, und doch war nichts verändert... nur sie hatte den Frieden und die Ruhe verloren und konnte die Dinge nicht mehr ansehen wie früher.

Friedrich hatte nicht gesagt, wie lange er ausbleiben werde; die Kleine hoffte aber, er werde wiederkehren; sie wußte nicht, daß er in Grenoble seinen Vater getroffen, und daß der Graf von Montreville seinen Sohn unterdessen nach Paris geführt hatte.

Jeden Tag stieg Schwester Anna mit ihren Ziegen auf den Berg und blickte unverwandt nach dem Wege von der Stadt her; sie suchte Friedrich dort, wie die arme Klotilde einst ihren Gatten dort gesucht hatte. Mit einem Stabe schrieb sie den Namen ihres Geliebten in den Sand; das war alles, was sie von ihm gelernt hatte; sie hatte dieses Wort in seiner

Gegenwart so oft zu malen versucht, daß sie es endlich leserlich schreiben konnte.

Mehre Tage verstrichen und Friedrich kam nicht. Schwester Anna hoffte immer, denn sie zweifelte nicht, daß ihr Geliebter sein Versprechen halten werde; jeden Morgen, wenn sie auf den Berg ging, dachte sie: „Heute kommt er gewiß zurück!“ Leere Hoffnung, sie mußte immer wieder allein heimkehren und ohne ihn in diese Wohnung eintreten, aus der die Ruhe geflohen — seit die Liebe eingekehrt war.

Eine neue Empfindung zerstreute übrigens ihren Kummer. Schwester Anna trug ein Pfand ihrer Liebe zu Friedrich unter dem Herzen. Sie war schwanger, und hatte die Veränderung, die mit ihr vorging, anfangs gar nicht beobachtet. In ihrer Unerfahrenheit dachte sie gar nicht daran, daß sie Mutter werden könnte; mit Einemmale erwachte jedoch dieser Gedanke in ihr. Nun war ihr Herz abermals von Freude und Wonne erfüllt... sie gab sich mit trunkenem Entzücken dieser Hoffnung hin. Sie sollte ein Kind haben... ein Kind von Friedrich!... sie stellte sich vor, er werde sie deßhalb nur um so mehr lieben. Dieser Gedanke begeisterte sie. Welches Glück, Mutter zu sein! welche Wonne, es Friedrich verkünden zu können! Das junge Mädchen hüpfte und tanzte im Walde herum; sie machte tausend Thorheiten in ihrer übermäßigen Freude... sie spiegelte sich an der Quelle... sie war stolz darauf, Mutter zu sein, und hätte gewünscht, daß man es ihr schon angesehen hätte.

Arme, arglose Kleine, freue dich bis zum Ent-

zücken der neuen Empfindung, die sich ~~in~~ deinem Herzen regt... diese wenigstens wird von Dauer sein.

Allein die Zeit verging, Friedrich kehrte nicht zurück. Schwester Anna war überzeugt, Mutter zu werden, und konnte dieses Glück ihrem Geliebten nicht mittheilen; jede Freude muß also durch irgend einen Kummer vergällt werden! die des jungen Mädchens war durch die Unruhe vergiftet, welche das Ausbleiben ihres Angebeteten in ihr verursachte, und jeden Tag war die alte Eiche auf's Neue Zeuge ihrer Seufzer und Thränen.

Viertes Kapitel.

Das große Thier.

Wir haben Dubourg verlassen, wie er querfeldein rannte, um Herrn Floridor, dem Publikum und den rohen Erdäpfeln zu entgehen, von denen Phädra eine Probe erhalten hatte; wir dürfen nicht vergessen, daß er in der Eile seiner Flucht keine Zeit mehr hatte, seine Kleidung zu wechseln, sondern daß sein Kopf immer noch unter der ungeheuren Perrücke à la Ludwig XIV. steckte, die in dicken Locken über seinen Hals und seine Schultern herabfiel, und er immer noch in den hasenpelzenen Mantel eingehüllt war.

Dubourg lief seit einer Stunde über Stock und Stein, über Gräben und Felder, sprang über Hecken und frisch geackertes Land hinweg, ohne eigentlich zu wissen wohin; denn man wird sich erinnern, daß es

Abend war, als er sich auf die Flucht machte; es war folglich dunkel, kein Mondschein, denn es regnete!

Endlich hielt Dubourg an, er horchte... vernahm aber nichts, was ihm eine Verfolgung angedeutet hätte. Die tiefste Stille herrschte um ihn her; nun suchte er sich zu orientiren und besann sich, wo er wohl sein könne. Er hatte keine Sorge mehr, eingeholt zu werden, und fühlte das Bedürfniß, auszuruhen. Man war im Herbst, die Abende fingen an, frisch zu werden, unser Läufer machte sich zwar wenig daraus, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, und den Regen auf sich herabgießen zu lassen; denn seine Perüke ersetzte ihm einen Hut, und sein Mantel that einen bessern Dienst als ein Regenschirm, aber auf die Länge ging es doch nicht wohl, daher sah er sich nach einem schützenden Dache um.

Er fühlte, daß seine Füße auf Gemüsepflanzen traten, er drang weiter vor... eine ziemlich hohe Hecke versperrte ihm den Weg... sein Mantel sicherte ihn vor Dornenwunden, er stieg hinüber... ritzte sich ein wenig, ließ einige Hasenhaare und zwei Locken von seiner Perüke an dem Gesträuche und befand sich auf der entgegengesetzten Seite, ohne zu wissen, ob es dort besser für ihn sein werde. Mehre Bäume, Blumentöpfe und Gitterwerk brachten ihn übrigens auf die Vermuthung, daß er in einem Garten sei. Er schritt immer vorwärts, breitete die Hände vor sich aus und fühlte endlich eine Mauer... dann befand er sich unter einem Dach, wo er an Heu- und Strohbüscheln stieß; er stand unter einem Schoppen, wo man ohne Zweifel die Fourage aufbewahrte.

„Parbleu, dachte Dubourg, da habe ich ja gefunden, was ich für die Nacht brauche.... ich bin vor dem Regen geschützt... ich will mich auf dem Stroh ausstrecken, mich in meinen Mantel einwickeln und schlafen!... Morgen wollen wir an unsere Angelegenheiten denken.“

Dubourg legte sich nieder. Er fühlte sich ganz behaglich unter dem Schoppen und segnete das Geschick, welches ihn dieses Asyl hatte finden lassen, dann schlief er fest ein.

Der Schoppen, unter welchem Dubourg schlief, befand sich allerdings am Ende eines Gartens, dieser Garten stieß aber an ein kleines, recht hübsches Haus, worin ein Landmann Namens Bertrand wohnte, der vor sieben Jahren eine schöne, recht frische und muntere Bäuerin aus dem Orte geheirathet hatte, die man nur die schöne Claudine hieß, und welche bereits zwei wohlgerathene Kinder von ihm hatte; Claudine hoffte, daß es nicht dabei bleiben werde.

Auf dem Lande steht man früh auf. Mit Tagesanbruch gingen Fanfan und Marie, dies waren die beiden Kinder des Landmanns, wovon eines fünf, das andere vier Jahre alt war, nachdem sie ihre Milchsuppe gegessen hatten, ihrer Gewohnheit gemäß, in den Garten hinab, um dort zu spielen und herumzuspringen. Während sie so umhersprangen, kamen sie in die Nähe des Schoppens und was sahen sie auf dem Stroh?... stellen Sie sich Azor in la Belle et la Bête vor, und Sie erhalten einen Begriff von Dubourg, dessen Gesicht vollständig von einer Masse

rothbrauner Locken bedeckt war, die bis auf seine Brust herabfielen, während sein in den Mantel eingehüllter Körper, wenn nicht einem Tiger, wenigstens dem Leibe eines andern großen Thieres glich, und denken Sie sich dann das Entsetzen der beiden Kinder, als sie diese ungeheure Masse vor sich liegen sahen.

Die kleine Marie ließ ihre Butterschnitte aus der Hand fallen, und der Junge riß das Maul auf, welches er beinahe nicht mehr zubrachte, weil ihn der Schrecken fast gelähmt hatte. „Ach! ach! Bruder, siehst Du?“ sagte endlich Marie, sich an ihn schmiegend, während sie auf den fürchterlichen Gegenstand deutete. — „O! o! wie abscheulich!...“ rief Fanfan aus, sich hinter der Schwester bergend; dann eilten beide Kinder mit lautem Schreien ins Haus zurück; Dubourg erwachte jedoch nicht davon, weil er in Folge der Anstrengungen des vorhergehenden Tages tief eingeschlafen war.

Bertrand küßte eben seine Claudine und wollte ans Geschäft aufs Feld hinausgehen, als die beiden Kinder mit bestürzter Miene und großem Geschrei in die Stube hereinstürzten. „Was habt ihr denn? fragte der Vater; sprecht doch, ihr Schelme...“ Die Kinder waren so angegriffen, daß sie nicht gleich Worte finden konnten; endlich schrieen sie beide zu gleicher Zeit: „Hinten in der Remise... ist ein großes, ganz haariges Thier... mit einem schwarzen Kopfe und borstigen Haaren... auf dem Stroh... es ist viel größer als unser Esel... und so häßlich!...“

„Verstehst Du, was die wollen? fragte Bertrand

sein Weib. — Sie sprechen von einem großen Thier, Mann. — Potz Kukuk! es ist doch Niemand als wir im Hause... wie soll denn das hereingekommen sein? ... vielleicht ist es des Nachbar Gervais' Büffel, oder der Frau Katharine ihr Esel... — Nein, Vater... nein, es ist ganz grau, ganz roth... o! es ist abscheulich... — Was Teufels soll denn das sein?"

„Hat es einen Schwanz? fragte Claudine. — Hm, Mutter, das wissen wir nicht, das Thier scheint zu schlafen, und wir sind schnell davon gesprungen. — Man muß sehen, was das ist, Mann... — Ja ... ja... man muß sehen..."

Allein Bertrand, der eben nicht besonders muthig war, fühlte schon einiges Zittern und holte zur Vorsicht seine Flinte, die mit Salz geladen war. Claudine nahm einen Besen, die Kinder Stöcke, und so gingen sie in den Schoppen hinaus. Die Kinder liefen voraus, denn obwohl man furchtsam ist, liebt man doch in diesem Alter alles Außerordentliche und hat überhaupt am Ungewöhnlichen Freude. Bertrand hielt sich an der Seite seines Weibes, die ihn bei jedem Schritte vorwärts trieb. Je näher sie dem Schoppen kamen, desto leiser traten sie auf, den Kindern hatte man ausdrücklich befohlen, stille zu sein, weil es besser sei, das Thier schlafend als wachend zu sehen.

Endlich standen sie vor dem kleinen Gebäude und die Kinder sagten mit ängstlicher Stimme: „Seht... dort!..." Bertrand und Claudine streckten den Hals vor... nun erblickten sie den entsetzlichen Gegenstand,

sie wagten es nicht, näher zu ihm hinzugehen, der Mann erblaßte und schlüpfte hinter seiner Frau Rücken, welche den Kindern ein Zeichen gab, entfernt zu bleiben.

„Wir wollen Leute herbeiholen, sagte Bertrand endlich mit bebender Stimme. — Wie wäre es, wenn Du darauf zieltest, Mann?... — Warum nicht gar! wo meine Flinte nur mit Salz geladen ist! der Schuß würde das Thier nicht tödten, sondern nur aufwecken, dann wäre es wüthend und würde auf uns losfahren ... — Ja, Du hast Recht! Du mußt nicht schießen ... laß uns schnell ins Dorf laufen... Kommt, meine Kinder... Großer Gott! wenn es nur nicht aufwacht!...“

Bertrand war schon vorangeeilt und lief, als ob ihn das Thier verfolgte. Er rannte ins Dorf, das nur einen Büchsenschuß von seinem Hause weg war, und Claudine ihm nach. Beide erzählten überall, was sie in ihrem Garten gefunden hätten; da die Furcht Alles vergrößert, so behaupteten sie auch, das Thier sei so groß wie ein Zuchtstier; und da die Ereignisse, wenn sie von Mund zu Munde gehen, immer bedeutender geschildert werden, da Jedes das Gehörte ausschmückt, so wurde aus dem Zuchtstier bald ein Kameel, aus dem Kameel ein Löwe, aus dem Löwen ein Elephant, und es wäre noch ärger übertrieben worden, wenn den Landleuten ein größeres Thier bekannt gewesen wäre.

Gewißheit war, daß ein ungewöhnliches Thier in Bertrands Garten sei und diese Nachricht setzte bald

das ganze Dorf in Bewegung. Man versammelte und berathete sich, die Weiber holten ihre Männer vom Felde her; die Mütter schafften ihre kleinen Kinder heim und untersagten ihnen, auszugehen. Nun ging man zum Schultheiß, der gleich seinen Untergeordneten Landmann war und erklärte, er verstehe von den Thieren nicht mehr als die übrigen Bewohner seiner Gemeinde. Aber es befand sich einer Namens Latouche im Dorfe, der früher in Paris Acciser war, und nun hier den Schöngeist, den Klugen und Gelehrten spielte. Man suchte Latouche auf, der eben damit beschäftigt war, ein Verfahren zu ersinnen, wie man Früchte ohne Zucker einmachen könne, und theilte ihm den Vorfall mit, der das ganze Dorf in Aufregung gebracht hatte.

Latouche horchte mit ernster Miene, strich mit der Hand um's Kinn, ließ sich mehrmals die kleinsten Details wiederholen, schien lange darüber nachzudenken und rief endlich aus: „Man muß sehen, was das ist!“ Alle wiederholten: „Ja, er hat Recht; wir wollen das Thier sehen. — Wenn ich es gesehen habe, so will ich euch gleich sagen, was es ist, und zu welcher Klasse das Thier gehört; ich muß das verstehen, da ich ja als Kräuterkundiger studirt und einen Vetter in Paris habe, der Unterportier im Museum der Naturgeschichte gewesen ist.“

Man bereitete sich zu dem Gange in Bertrands Haus vor. Jedes bewaffnete sich mit dem nächsten, besten Gegenstande, die Weiber sogar versahen sich mit Hacken oder Rechen, weil das Thier gefährlich

sein konnte. Der Schultheiß gesellte sich zu den Uebrigen und Latouche, der einzige Mann im Dorfe, dessen Flinte in gehörigem Zustande war, denn die Flinte Bertrands durfte nur mit Salz geladen werden, Latouche nahm es auf sich, die Anordnungen, den Zug und alle dabei vorkommenden Operationen zu leiten.

Man verließ das Dorf; Männer, Weiber, Knaben und Mädchen rückten, über dieses Ereigniß sich besprechend, vorwärts. Je näher man aber Bertrands Haus kam, je weniger Lust hatte man, sich zu unterhalten, und bald trat, in Folge der allgemein herrschenden Furcht, gänzliche Stille ein. Die Reihen drängten sich dichter zusammen und Jedes suchte aus den Blicken seines Nachbars oder seiner Nachbarin Muth zu schöpfen.

Latouche schritt, seine Flinte auf dem Rücken, voraus, und traf seine Anordnungen, gerade als ob es sich darum gehandelt hätte, einen feindlichen Posten zu überfallen. Als man an dem Gartenhag vorüber kam, stieß Bertrand einen Schrei aus und barg sich hinter einem großen Steine mit dem Ausruf: „Da ist es!...“ Plötzlich zogen sich alle Landleute zurück und Latouche stürzte sich in das Centrum seines Bataillons; da man aber kein Geräusch hörte, so näherte man sich wieder und suchte den Gegenstand, der Bertrand so erschreckt hatte, aufzufinden... Es war eine rothe Katze, die eben durch die Hecke gesprungen war.

„Potz Höllenwetter, Bertrand, sagte nun Latouche, sich schnell wieder an die Spitze stellend, wißt Ihr, daß Ihr schmählich feig seid!... und daß es eine

Schande ist, in Eurem Alter so wenig Muth an den Tag zu legen! — Ach, ja! das ist richtig, versetzte Claudine, er ist durchaus nicht standhaft, ich mache ihm immer diesen Vorwurf. — Schreien und Alarm aufschlagen, wegen einer Katze!... — Mein Gott! Herr Latouche, ich sah etwas vorbeijagen... und glaubte... — Wahrscheinlich hat er auch wegen einer Bagatelle das ganze Dorf in Aufruhr gebracht und mich an meinen chemischen Untersuchungen gestört. — O nein! das ist keine Bagatelle!... Sie werden sich bald überzeugen, daß es gewiß der Mühe werth ist... da sind wir ja schon in der Nähe des Schoppens... kommt nur durch diese Thüre herein, dann stehen wir davor. — Nein, wir wollen durch das Haus durch, damit wir das Thier vorerst von der Ferne betrachten können."

Man befolgte Latouche's Rath, ging durch das Haus und dann in den Garten. Bei der Annäherung gegen den Schoppen erblaßten die Muthigsten, mehre Weiber wagten sich nicht mehr vorwärts, und Latouche, der jenen Leuten glich, die singen, um ihre Furcht zu verbergen, ertheilte da und dorthin Sicherheitsbefehle und fand Gelegenheit, sich mehr in den Hintergrund zu stellen.

„Da ist es!... Da ist es!" riefen einige unter den Bauern und deuteten mit dem Finger nach Dubourg, der noch immer auf dieselbe Weise da lag, weil er steinfest schlief. Schrecken malte sich auf allen Gesichtern, aber auch Neugierde zugleich. Alle streckten den Kopf vor, Einer stützte sich auf den Andern.

Latouche gab plötzlich Befehl, zu halten, und von allen Seiten ertönten die Ausrufungen: „Ach! wie häßlich!... ach! wie abscheulich, ach! was hat das für einen Kopf!... ach, was für einen Leib!... Man sieht doch keine Augen, sagten die Einen wieder; und keine Tatzen, die Andern... — Still, still!... rief Latouche, sprecht nicht so viel, ihr könntet es aus dem Schlafe wecken!... wartet erst, bis ich es untersucht habe... Meine Kinder, habt ihr schon von dem fürchterlichen Thiere gehört, welches das Gevaudan verheerte?... — Nein, nein, entgegneten die Landleute. — Nun! dieses scheint mir viele Aehnlichkeit mit denselben zu haben... man sieht seine Füße nicht, weil es diese wahrscheinlich wie die Türken übereinander kreuzt... seine Augen sind gegen das Stroh gekehrt, das ist ein Glück für uns, denn die Augen solcher Thiere sprühen oft ein tödtliches Gift. Je länger ich diese rauhen Haare und das Pelzwerk betrachte... ja... es ist ein Seelöwe, der durch die Normandie zu uns gekommen ist... — Ein Seelöwe! wiederholten alle; sind die bösartig? — Ha! beim Kukuk! die fressen einen Menschen wie eine Auster! ... — Ach! mein Gott!... was ist zu machen? wie fangen wir ihn?... — Er ist vielleicht todt, sagte Claudine, denn seit heut Morgen hat er sich nicht gerührt... — Todt... wer will es untersuchen?... — Schießen Sie Ihr Gewehr auf ihn ab! sagte der Schultheiß. — Darauf schießen... das wäre viel riskirt... die Kugel prallt oft an dem Felle dieser Thiere ab... — Zielen Sie auf's Ohr... — Dazu

müßte man es sehen. — Das ist einerlei, wir müssen das Thier todt oder lebendig einfangen; fassen Sie es gut ins Auge, drücken Sie los, ich und die Tapfersten bilden mit unsern Hacken einen Wall um Sie, und wenn das Thier naht, so wollen wir es, beim Teufel, tüchtig empfangen."

Die Worte des Schultheißen belebten den Muth der Landleute wieder; sie bildeten mit aufgehobenen Hacken eine Reihe und rüsteten sich zum dreinschlagen. Obgleich Latouche nicht sehr dazu geneigt war, entschloß er sich doch, zu schießen. Er stellte sich hinter die Reihe, streckte seine Flinte zwischen zwei Bauern durch, faßte seinen Gegenstand fest ins Auge... zielte fünf Minuten lang... drückte endlich los... und — der Schuß versagte; zum Glück für Dubourg, der nicht ahnte, welcher Gefahr er eben entgangen war.

Der Schultheiß verzweifelte, Latouche wollte nicht mehr ansetzen, die Bauern harrten unbeweglich... als mit Einemmale unser Schläfer eine Bewegung machte, sich umkehrte — und zu gähnen anfing, daß man es wohl für ein Brüllen halten konnte. Sogleich senkten die Tapfern ihre Waffen und wichen zurück. Man drängte sich, man flüchtete sich, man dachte nur noch an seinen Schrecken. In dieser Unordnung stieß jeder an seinen Nachbarn oder seine Nachbarin, um einen Ausweg zu erhalten; die Bursche fielen auf die Mädchen hin; die Weiber rissen die Männer mit sich, Latouche kletterte auf einen Baum hinauf; Bertrand warf den Schultheiß um; die flinksten sprangen über die Hecke; die Schwerfälligen rutschten aus, als sie

schnell laufen wollten. Claudine und einige ihrer Nachbarinnen machten Purzelbäume, und in dieser Verwirrung ließen die Weiber und Jungfrauen mancherlei Dinge sehen, die sie sonst nicht gewohnt waren, beim Sonnenschein zu zeigen; allein jetzt gab Niemand darauf Acht und die verführerischsten Gegenstände hielten die Flüchtlinge nicht zurück, denn bei großen Ereignissen bekümmert man sich um solche Kleinigkeiten nicht.

Indessen war Dubourg vollends erwacht; er rieb sich die Augen aus, entledigte sich vor Allem der Perüke, die ihn am Sehen hinderte, und legte den lästigen Mantel ab. Nun stand er auf, denn er hörte schreien, klagen und unverständliche Worte, kurz, einen Lärm, dessen wahre Ursache er weit entfernt war, zu vermuthen. Er trat aus dem Schoppen heraus, in den Garten vor... und blieb starr vor Erstaunen über den Anblick, der sich ihm darbot: es war auch der Mühe werth; da er aber inmitten dieser Verwirrung und Zerstörung sehr angenehme Dinge sah, so machte er noch einige weitere Schritte vorwärts, wobei er dachte: „Ich weiß nicht, was diese Leute haben, aber das ist eine Gegend, wo man die Fremden auf sonderbare Weise empfängt; da muß man schnell bekannt werden."

Der keckste unter den Landleuten drehte, weil er das Gebrülle des Thiers nicht mehr hörte, allmählig den Kopf um... nun erblickte er Dubourgs Angesicht, der in diesem Augenblicke etwas ganz Anderes betrachtete; die Züge des Fremden hatten, seit er sich von

der heillosen Perüke befreit hatte, durchaus nichts Abschreckendes an sich.

„Ei! was ist denn das für ein Mann da, und wo kommt er her? sagte der Bauer. Bei diesen Worten wendeten alle den Kopf um und starrten Dubourg an; der, nachdem er artig Claudinen wieder mit ihrem Rock bedeckt und der Bäuerin beim Aufstehen geholfen hatte, dem Schultheiß, welcher dieselbe Frage an ihn stellte, antwortete: „Ich bin ein armer Teufel, übrigens ein ehrlicher Mann, der, weil er heute Nacht vom Sturme überfallen wurde und nicht wußte, wo er Obdach suchen sollte, so frei war, auf diesen Heubündeln zu schlafen, und eben jetzt erwacht ist, wodurch aber hoffentlich Niemand ein Schaden zugefügt wurde."

„Sie haben unter diesem Schoppen geschlafen? fragte der Schultheiß. — Ja wohl. — Und Sie sind nicht von dem wilden Thiere gefressen worden? fragte Bertrand. — Von welchem Thiere?... — Von dem haarigen Thiere mit dem rothen Pelze, welches dort lag?..."

Dubourg sah sich um und erblickte seine Perüke und den Mantel; er errieth, was die Landleute so in Schrecken gesetzt hatte, und mußte darüber so fürchterlich lachen, daß er einige Augenblicke nicht zu Worte kommen konnte. Als die Landleute lachen hörten, wich ihre Furcht; die Fliehenden standen stille, die Entferntern kamen wieder näher, die Weiber richteten sich auf und brachten ihren Anzug wieder in Ordnung; Jedermann staunte Dubourg an, und

erwartete eine Erklärung von ihm: dieser ging wieder in den Schoppen zurück, nahm in eine Hand seinen Mantel, in die andere seine Perüke und sprach dann, mitten unter die Landleute tretend: „Meine Freunde, seht, hier ist das Thier, welches euch wahrscheinlich so in Schrecken gejagt hat... Ich überliefere es eurem Zorne.“

Mit diesen Worten warf er den Mantel und die Perüke auf den Rasen, die Landleute kamen näher, berührten die Gegenstände und fingen gleich Dubourg an, zu lachen, indem sie ausriefen: „Was! das ist es?... ach! mein Gott, wie dumm waren wir doch!“

Dann stieg auch Latouche von dem Birnbaum herunter, auf den er geklettert war und schrie: „Ich habe es euch ja gleich gesagt, dieser Dummkopf von Bertrand, der so feig ist, wie ein Hase, werde uns eine leere Geschichte vormachen und eine Mücke für einen Elephanten ansehen! habe ich jetzt nicht Recht?“

„Potz Henker! rief Bertrand, ich glaube, diese Mücke hat Ihnen auch ordentlich Angst gemacht! denn Sie sind schneller als unsere Katze auf den Birnbaum hinaufgeklettert und haben vor lauter Eile Claudine umgeworfen.“

„Schweigt, sagte Latouche, der über Bertrands Antwort hoch erröthete; schweigt, Eselskopf, ich bin nur auf den Baum hinaufgestiegen, um besser auf das vermeintliche Thier zielen zu können. — Deßhalb haben Sie Ihr Gewehr auf den Boden geworfen. — Aus Unvorsichtigkeit, wahrscheinlich!“

„Nun, beruhigt euch, sagte Dubourg, denn ich

bin an dieser ganzen Verwirrung Schuld! dieser Mantel und diese Perüke konnten allerdings von ferne Furcht einjagen; selbst die tapfersten Leute haben nicht immer Lust, auf ein wildes Thier loszugehen, und es gehörte immerhin ein großer Muth dieses Herrn dazu, auf mich zu schießen."

Diese gewandte Rede schmeichelte Allen. Latouche wurde wieder guter Laune und sagte zu den Landleuten: „Dieser Fremde drückt sich sehr gut aus, es ist bestimmt ein Gelehrter." Bei der nun vorherrschenden Stimmung wäre es für Dubourg ein Leichtes gewesen, sich wieder für einen Baron auszugeben; allein seit dem Vorfall bei Herrn Chambertin lag ihm nichts mehr daran, den großen Herrn zu spielen; und als ihn der Schultheiß fragte, woher er in dieser sonderbaren Kleidung komme, erdichtete er in einem Nu eine Geschichte von Räubern, die ihn angefallen, beraubt, sein Geschrei mit dieser Perüke erstickt und in diesen Mantel eingewickelt hätten, wahrscheinlich in der Absicht, ihn in ihre Höhle zu tragen: wie sie dann durch Pferdegetrappel erschreckt worden und davon geflohen seien, und ihn mitten auf dem Felde hätten liegen lassen.

Durch diese Erzählung gewann Dubourg die Landleute sehr für sich, sie fanden ihn höchst liebenswürdig, seit sie ihn nicht mehr fürchteten. Der Schultheiß nahm ein Pr tokoll auf und Latouche schrie: „Ich habe es doch schon lange gesagt, es seien Räuber in der Gegend!... man hat mir vor acht Tagen zwei Hühner gestohlen, und das geht nicht mit rechten

Dingen zu. Man muß eine allgemeine Treibjagd veranstalten, ich will mich an eure Spitze stellen, und ihr wißt, wie ich meine Dispositionen zu treffen weiß. Wir werden unverzüglich dazu schreiten, wenn die Gendarmen in Folge des Protokolls vom Herrn Schultheiß die Gegend durchstreift haben."

In Erwartung der Treibjagd beschäftigte man sich vorläufig mit Dubourg, der ein Unterkommen haben mußte. Es handelte sich darum, wer ihm Obdach und die nöthigen Lebensmittel verabreichen wolle; jeder Hausvater bot sich willig an, ihm statt seines Mantels eine Jacke zu geben und ihn einige Tage bei sich zu beherbergen. Dubourg nahm Bertrands Anerbieten an, weil er sich gewisser Dinge erinnerte, die ihm ins Aug stachen, als er Claudinen beim Aufstehen behülflich war. Bertrands Weib schien durch diese Ehre sehr geschmeichelt; sie verbeugte sich vor dem Fremden und begleitete diese Verbeugung mit einem vielsagenden Lächeln. Nach dem, was Dubourg Alles gesehen hatte, war es auch kein geringer Triumph, es über ihre Nachbarinnen davonzutragen.

Der Schutheiß hatte, als Oberhaupt des Ortes, den Vorzug, Dubourg, an der Stelle seiner von den Räubern gestohlenen Kleider, eine gute, dicke, wollene Jacke anzubieten. Zum Ersatze dafür eignete er sich den famosen Mantel an, den er zu einer Winterdecke bestimmte, und Herrn Latouche ward die Perüke zugetheilt, die er auch durch sein Betragen bei der ganzen Affaire redlich verdient hatte.

Jedermann kehrte wieder an seine Geschäfte zurück,

die Einen gingen aufs Feld hinaus, die Andern heim in ihre Hütte. Bertrand, der einen großen Acker umzuschoren hatte, eilte an seine Arbeit, und befahl seinem Weibe vorher noch, gut für den Herrn zu sorgen, bis er wieder heimkomme. Claudine versprach es und hielt Wort. Die Bäuerin war thätig, gefällig und bot das Aeußerste auf, dem Fremden zu beweisen, daß er wohl daran gethan habe, ihr den Vorzug zu geben; Dubourg seinerseits bemühte sich, den fürchterlichen Eindruck zu verwischen, den seine Erscheinung im Dorfe hervorgebracht hatte, und es ist uns bekannt, wie viel Talent Dubourg besaß, sich bei den Damen beliebt zu machen; und als Bertrand Abends vom Felde heimkam, empfing ihn sein Weib mit den Worten: „Ach, höre, Mann, wie dumm waren wir doch, uns vor diesem Herrn zu fürchten, sieh, das ist ein Mensch wie ein anderer, und hat einen größern Verstand wie Du!“

Dubourg genoß einer vorzüglichen Behandlung bei den Dorfbewohnern, und fand es sehr bequem, eine Zeitlang unter diesen guten Leuten zu leben, die sich eifrigst bestrebten, ihn durch ihre Sorgfalt sein Mißgeschick vergessen zu machen. Er entschädigte sie, indem er ihnen Abends Geschichten erzählte. Für die Landleute ist ein Mann, der Stundenlang interessante, schreckliche, das heißt, also unterhaltende Dinge erzählen kann, ein wahrer Schatz. Dubourg war ein solcher Schatz, und wenn Herr Latouche bei seinen Erzählungen zugegen war, so vermischte er sie zuweilen mit einigen lateinischen Worten; dann kehrte

sich dieser, der sie nicht verstand, gegen die Zuhörer und sagte: „Es ist Alles wahr, meine Kinder, er hat es uns eben auf Deutsch beschworen."

Allein nach vierzehn Tagen war es Dubourg müde, den Bauern Abends Geschichten zu erzählen und Morgens ihren Weibern schön zu thun, er beschloß deßhalb, sich aus dem Dorfe zu entfernen und Nachrichten über seine Gefährten einzuziehen. Die hundert Franken, die er als Hippolyt verdient hatte, waren noch unberührt in seiner Tasche, damit konnte er sich auf den Weg machen, ohne sich in ein wildes Thier verkleiden zu müssen. Trotz Claudinens Anstrengungen, ihn zurückzuhalten, war er doch fest entschieden, abzureisen. Er bedankte sich bei dem Schultheiß, bei Latouche und allen Bewohnern des Dorfes für die freundliche Aufnahme bei ihnen. Er bedankte sich noch inniger bei Bertrand und besonders bei dessen Frau; dann trat er mit einem dicken Knotenstocke in der Hand, der vollkommen zu seiner Jacke paßte, und einem breitgeränderten Hute auf dem Kopfe, welcher die Stelle seiner Perüke einnahm, den Weg an, indem er dachte: „Wer mich als großen Herrn gesehen hat, erkennt mich nicht, und das ist es gerade, was ich wünsche."

Dubourg fand es für klug, nicht durch Voreppe zu wandern, wo ihm Herr Floridor oder sonst ein Mitglied von der Truppe begegnen könnte; er hatte auch keine Lust, durch Grenoble zu reisen, wo Herr Durosey noch auf ihn warten konnte, und die Augen eines Gläubigers sind schwer zu täuschen; er lenkte

also seine Schritte Vizille zu, dort hoffte er Friedrich zu treffen, oder wenigstens etwas von ihm zu erfahren.

Er marschirte munter vorwärts, sang auf dem ganzen Wege und stärkte sich auf dem Grase mit den Eßwaaren, die ihm Claudine in die Tasche gesteckt hatte, denn die Weiber denken an Alles... Dubourg segnete Frau Bertrands Fürsorge und sprach bei sich selbst: „Wie sollte ich traurig sein, da ich doch hundertfältige Beweise habe, daß liebenswürdige Geschöpfe Theil an meinem Schicksal nehmen! Ich werde auf die Gesundheit der Claudine, der Madame Chambertin, der Goton, der kleinen Delphine... und so mancher Andern trinken, mit denen ich angenehme Stunden verlebte, die immer eine schöne Erinnerung in mir zurücklassen werden."

Er trank zwar nur Wasser aus einer Quelle, er schickte sich aber in Alles, außerdem hatte er ja Geld und hätte Wein kaufen können, allein gerade deßhalb schien ihm das Wasser weniger schlecht. Mit dem sich neigenden Tage kam er in Vizille an und dachte: „Wenn der Herr Graf von dem Hofmeister Friedrichs Liebschaft erfahren hat, so wird er ihn abgeholt haben im Walde, und ich treffe ihn nicht mehr, aber dann finde ich die hübsche Blondine und diese muß mir sagen, was vorgegangen ist."

Dubourg wußte nicht, daß die arme Kleine außer Stand war, ihm etwas zu sagen. Er ging durch das Thal und in den Wald; dort suchte er, rief, begegnete aber Niemand; endlich sah er die Hütte. Er trat hinein... der Garten war verlassen... er

ging ins Haus, fand jedoch nur die alte Margaretha, die in einem großen Lehnstuhle schlummerte.

Dubourg verließ, erstaunt, das junge Mädchen nicht zu finden, die Hütte, und befürchtete, daß die für Menard erfundene Geschichte begründet sei und Friedrich die Kleine entführt haben möchte. Er wollte wieder ins Dorf zurück und sich nach Schwester Anna erkundigen, aber auf dem Rückwege durch den Wald sah er sie, wie sie langsamen Schrittes der Hütte zuwandelte.

Ihr Gang war so traurig, auf ihren Zügen drückte sich ein so tiefer Schmerz aus, daß Dubourg davon gerührt ward. Er betrachtete sie eine Weile und sprach dann bei sich: „Arme Kleine, er ist fort... und hat dich nicht mitgenommen! wäre es nicht besser für dich, er wäre nie gekommen!“

Nun hörte Schwester Anna Tritte neben sich und gewahrte Jemand... sie flog mit Blitzesschnelle herbei... Vor Dubourg stand sie stille; ihre von Hoffnung strahlenden Züge nahmen von Neuem das Gepräge des Schmerzes an, sie schüttelte traurig das Haupt: er ist es nicht!...

Dubourg fing an zu sprechen... sie erkannte sein Stimme... betrachtete ihn aufmerksamer, und bald ward ihr Herz auf's Neue freudig bewegt. Es war Friedrichs Freund, derjenige, der ihn einmal besucht hatte, gewiß kündigte er ihr dessen Rückkehr an! Sie trat näher zu ihm, sie fragte ihn mit ihren Blicken, sie erwartete ungeduldig seine Erklärung, dann erkundigte sich endlich Dubourg verwundert, was aus Friedrich geworden sei?

Der Name Friedrichs machte sie erbeben ... sie deutete nach dem Weg, den er eingeschlagen hatte... zählte an ihren Fingern die Tage ab, die seit seiner Entfernung verstrichen waren, und schien ihn zu fragen, ob er ihn nicht wieder zurückbringe.

Diese Zeichen brachten Dubourg endlich einen Begriff von dem traurigen Zustand der Schwester Anna bei, und er bemühte sich nun, sie zu tröſten, aber für sie gab es keinen Trost, kein Glück ohne Friedrich.

„Armes Mädchen! seufzte Dubourg, er hatte freilich Recht, als er mich versicherte, sie gleiche den übrigen, die er gekannt habe, nicht! ... Aber sie in diesem Walde lassen... ach! das ist Schade! so viel Anmuth, so viel Reize in einer Hütte verkümmern lassen, ist ein Meuchelmord! ... Ich habe Lust, sie mit mir nach Paris zu nehmen... Warum sind Sie ihm nicht gefolgt? fragte er, was bindet Sie an diesen Wald? Kommen Sie mit mir, mein Kind, wir werden Friedrich wieder finden, und wenn wir ihn nicht finden, so gibt es tausend Andere, die überglücklich sind, ihn zu ersetzen.

Schwester Anna sah ihn erstaunt an, sie schien ihn nicht zu verstehen; als er aber eine Bewegung machte, sie mitzunehmen, riß sie sich lebhaft von ihm los, deutete nach der Hütte und machte ihm begreiflich, daß dort Jemand sei, den sie nicht verlassen könne. Ach! wie gerne ginge sie mit Dubourg, wenn Margaretha nicht wäre! denn sie glaubte, er würde sie auf der Stelle in die Arme ihres Geliebten führen. Aber diejenige verlassen, die sich ihrer schützend angenom-

men, Mutterstelle an ihr vertreten hatte, die arme Frau verlassen, wenn sie, vom Alter gebeugt, der Unterstützung am nöthigsten bedurfte! ein solcher Gedanke faßte in dem Herzen der jungen Stummen keinen Raum, die Undankbarkeit war ihr ein unbekanntes Laster.

„Nun, sagte Dubourg, so bleiben Sie in diesem Walde, arme Kleine, Gott schenke Ihnen wieder Glück und Ruhe!...“

Schwester Anna befragte ihn abermals mit ihrem Blicken. — „Ja, ja, sagte er, er kommt wieder... Sie werden ihn bald wieder sehen... ich zweifle nich daran... trocknen Sie Ihre Thränen... Er kehrt gewiß recht bald zurück und tröstet Sie!“

Diese Worte verbreiteten einen Schimmer der Hoffnung auf den blassen und melancholischen Zügen der jungen Stummen. Sie lächelte gegen Dubourg für das ihm gegebene Versprechen, winkte ihm mit ihrem Kopfe noch ein Lebewohl zu, und verließ ihn, um zu Margarethen zurückzukehren.

Dann ging Dubourg wieder aus dem Walde hinaus; aber trotz seines Leichtsinnes sang er durch das Thal und auf dem Wege hin nicht mehr. Sein Herz fühlte sich beklommen bei dem Gedanken an diese Unglückliche, in welcher er eine Hoffnung belebt hatte, die er seiner Vermuthung nach schwerlich verwirklichen konnte. Nie hatte ihn Etwas in solchem Grade angegriffen; mehre Stunden mußte er an Schwester Anna denken und wiederholte dabei öfters: „Armes Mädchen, das war schon der Mühe werth!...“

Endlich erinnerte er sich aber seines Schicksals und dadurch trat sein gewöhnlicher Humor wieder bei ihm ein. Er verkaufte seine Jacke und seinen Hut an einen Trödler, schaffte sich um ein paar Thaler eine passendere Kleidung an, und schlug den Weg nach Lyon ein, von wo aus er sich nach Paris zu begeben gedachte, denn dort hoffte er seine beiden Reisegefährten wieder zu finden.

Viertes Kapitel.

Täuschungen des Herzens. Unbeständigkeit und Treue.

Der Reisewagen, der Friedrich nach Paris zurückbrachte, fuhr mit Windesschnelle. Der Graf von Montreville wollte die Gedanken seines Sohnes auf andere Dinge lenken und schien ungeduldig die Heimath zu erlangen.

Unterwegs war man ziemlich schweigsam: Friedrich dachte nur an Schwester Anna; der Graf sann auf Mittel, seinen Sohn zur Vernunft zu bringen, und Menard erinnerte sich all' der Lügen, die ihm der vorgebliche polnische Baron weiß gemacht hatte.

Indessen machte der Graf Friedrich nicht den geringsten Vorwurf mehr, er schien alle Gründe zur Unzufriedenheit vergessen zu haben; und Menard, welcher fortwährend vor den strengen Blicken des Herrn von Montreville fürchtete, weil er wohl einsah, daß er sich eben nicht musterhaft betragen hatte, Menard fing an freier zu athmen und den Kopf in die Höhe zu heben.

Man kam in Paris an. Ehe sich Herr Menard von dem Grafen beurlaubte, fand Friedrich noch Gelegenheit, ihn allein zu sprechen, und erkundigte sich bei ihm nach Dubourg. Menard schwieg eine Weile; dann biß er sich in die Lippen, wie Jemand, der nicht recht weiß, ob er böse sein soll oder nicht; endlich erwiderte er mit einer Miene, die Hohn ausdrücken sollte: „Sie wünschen Nachrichten über den Herrn Baron von Potoski zu erhalten? — Von dem Baron, von Dubourg, heißen Sie ihn, wie Sie wollen ... — Meiner Treu, gnädiger Herr, ich könnte ihn eigentlich unverschämt heißen, wegen all der Geschichten, die er mir vorgelogen hat ... sich für einen Woywoden auszugeben! ... — Ach mein lieber Menard, vergessen Sie das — Und seine Tabaksdose von dem König von Preußen! ... — Es war nur ein Scherz ... — O! besonders auf diesen Tokayer, aus dem Keller Tekely's, hatte ich gerechnet ... — Bedenken Sie, daß ich eben so Unrecht hatte wie er, da ich ihn ermächtigte, Sie so zu täuschen. — Das verschließt mir den Mund, Herr Graf; übrigens wäre er ohne seinen Leichtsinn und seine Leidenschaft für's Spiel ein verdienstvoller Mann. Er ist unterrichtet und hat seine Classiker los ... — Aber sagen Sie mir doch endlich, was ist aus ihm geworden? ... wo haben Sie ihn gelassen? ... — Ich ließ ihn als Hippolyt zurück, wie er eben kam, mich auf die Bühne zu holen.“

Friedrich verstand ihn nicht; nun erklärte ihm Menard die Abenteuer, die sie in dem kleinen Städt-

chen erlebt hatten, worüber jeder Andere als der junge Graf hätte lachen müssen; dieser dachte jedoch nur an Dubourgs Verlegenheit, und war sehr betrübt, nicht zu wissen, wann er ihn wohl wieder sehen werde, denn er hätte Dubourg gerne zu Schwester Anna geschickt, um das junge Mädchen zu beruhigen und ihr Nachricht von sich zukommen zu lassen.

Der Graf von Montreville entließ Herrn Menard mit einer anständigen Summe, zwar nicht als Belohnung für die gute Aufsicht seines Sohnes während der Reise, sondern als Ersatz für die verlorene Zeit. Menard verabschiedete sich von seinem theuern Zögling und empfahl sich dessen Andenken, falls er später seine Reisen um die Welt wieder anzutreten gedächte.

Mehre Tage waren seit Friedrichs Rückkehr nach Paris verstrichen. Die Erinnerung an die junge Stumme beschäftigte seinen Geist unaufhörlich. Er stellte sich die Kleine vor, wie sie stets seiner harrte und trostlos war über sein Ausbleiben. Jeder Augenblick vermehrte seine Qualen und seine Sehnsucht, Schwester Anna wieder zu sehen. Wie sollte er es aber angreifen? er durfte sich nicht mehr von seinem Vater entfernen; er hatte kein Geld; zum ersten Male hatte sich der Intendant, auf ausdrücklichen Befehl des Herrn Grafen, geweigert, ihm solches auszubezahlen, denn der Vater befürchtete, sein Sohn wünsche es nur, um wieder auf die Reise zu gehen, und er hatte keine Lust, denselben aus den Augen zu lassen.

Jeden Tag machte Friedrich wahnsinnigere Plane; er wollte zu Fuß abreisen, zu seiner jungen Freun=

din eilen und sich mit ihr tief in einem Walde verbergen... aber Schwester Anna konnte Margarethen nicht verlassen; er müßte also bei ihr in ihrer Hütte bleiben, und dort würde ihn sein Vater gleich finden, denn Menard hatte ihm Alles erzählt.

Was anfangen?... schreiben... ach! die arme Kleine konnte ja nicht lesen... sie konnte nichts als ... lieben!... und das heißt in unserem Jahrhundert wenig.

Friedrich ging nur selten in Gesellschaft, wo er sich langweilte: Vergebens bot die hübsche, kleine Madame Dernange ihre Schmeicheleien auf, sie war ihm gleichgültig; dadurch pikirt, suchte sie ihn mit allen Künsten der Koketterie zu ihren Füßen zurückzuführen, aber Friedrich ließ sich nicht täuschen; er kannte die wahre Liebe. Er wußte die Flüchtigkeit jener eigennützigen Gefühle, jener sinnlichen Capricen, die man für Liebe hält, so lange man nicht wahrhaft geliebt hat, zu unterscheiden.

Der Graf behandelte seinen Sohn mit Kälte, sprach aber nie von Dingen, die in Beziehung mit dessen Abenteuer in der Dauphiné standen, und und wenn Friedrich die Ansicht seines Vaters ausforschen wollte und es wagte, einige Worte über seinen Aufenthalt in Grenoble, über die Umgebungen dieser Stadt und über das schöne Dorf Vizille zu äußern, so verschloß ihm ein strenger Blick des Grafen den Mund und gestattete ihm nicht, weiter zu sprechen.

Friedrich war schon zwanzig Mal in den verschie-

denen Logis gewesen, die Dubourg in Paris bewohnt hatte, aber nirgends war er gesehen worden. Er suchte Menard auf, und bat ihn, sein Möglichstes zu thun, um Dubourg auszukundschaften, der vielleicht zurückgekehrt sei, es aber nicht wage, ihn zu besuchen, weil er fürchte, von Herrn von Montreville gesehen zu werden. — Und wenn ich ihn finde? fragte Menard. — So schicken Sie mir ihn auf der Stelle. — Ihnen schicken! da werde ich mich wohl hüten! . . . Potz Kukuk! Der Herr Graf, Ihr Vater, hat ihn übel behandelt, wie er ihn als Hippolyt sah . . . Es ist wahr, das Kostüm stand ihm schlecht. — So sagen Sie ihm, er soll mir schreiben; kann er mich denn nicht an einem dritten Orte sehen, wenn er nicht gerne ins Haus kommt? . . . Stehe ich denn unter Aufsicht . . . Ach, Herr Menard . . . ich kann es nicht mehr aushalten . . . mit jedem Tage wird meine Lage peinlicher! ich muß sie wieder sehen, muß wenigstens Nachricht von ihr haben . . . — Nachricht von wem? — Von der, die ich anbete . . . die ich gezwungen war zu verlassen, um euch zu folgen . . . — Ach! ich verstehe . . . von ver Kleinen im Walde. Herr Dubourg hat wir gesagt, Sie hätten ihr Mobilien angeschafft und seien mit ihr verreist. — Ach Gott! wenn ich es nur gethan hätte, dann wäre ich jetzt bei ihr. Ach! mein lieber Herr Menard . . . wenn Sie ein anderer Mann wären . . . Doch Sie sind gut, gefühlvoll, Sie lieben mich, Sie würden mich wieder ins Leben zurückrufen, wenn Sie mir den Gefallen thäten, und zu ihr gingen und ihr sa=

gen würden, daß ich Sie mehr liebe als je! ... — Es thut mir sehr leid, Herr Graf, aber ich kann mich nicht dazu hergeben, ihr das oder sonst etwas zu sagen. Ich diene keiner Leidenschaft, die dem Willen Ihres Herrn Vaters entgegen ist, er hat sich ohnehin schon über meine Nachlässigkeit zu beklagen. Ich liebe Sie außerordentlich, aber aus demselben Grunde unterstütze ich die Fortdauer eines strafbaren Verhältnisses nicht, das überhaupt ohne alle Aussicht ist. Ihr Herr Vater weiß recht gut, was er thut; es war Zeit, daß er kam... wir haben nichts als Dummheiten gemacht; ich hauptsächlich. Seine Gegenwart hat das Gleichgewicht wieder hergestellt... Er hat Sie der Versuchung entrissen. Sie sind traurig darüber, es war aber das Beste, was er thun konnte. Qui bene amat bene castigat experto crede Roberto."

Friedrich ging wieder nach Hause, um an Schwester Anna zu denken, und auf ein Mittel zu sinnen, sie wieder zu sehen. Wenn er gewußt hätte, daß sie sich Mutter fühlte, wenn er gewußt hätte, daß sie ein Pfand ihrer Liebe unter dem Herzen trage, o! dann würde ihn nichts haben zurückhalten können. Er wäre abgereist und hätte dem Zorne seines Vaters Trotz geboten. Aber er wußte das nicht, und blieb, obwohl er jeden Tag sagte: „Ich gehe."

Der Graf ließ seinen Sohn zu sich bitten und Friedrich erschien mit trauriger Miene bei ihm. „Man sieht Dich nicht mehr in Gesellschaft, begann der Graf, haben Dich Deine Reisen menschenscheu gemacht?"

Friedrich schwieg, das ist das Beste, wenn man nicht weiß, was man antworten soll. „Du mußt mich heute Abend begleiten, fuhr der Graf fort; ich gehe zu einem meiner ehemaligen Waffenbrüder, zu General von Valmont. Nach einem langen Aufenthalt auf seinen Gütern ist er nach Paris zurückgekehrt, um eine Zeitlang hier zu verweilen; er wünscht Dich zu sehen; ich will Dich dem General vorstellen.“

Friedrich verbeugte sich und traf seine Vorrichtungen, um seinen Vater zu begleiten. Er hatte ihn öfters von diesem Herrn von Valmont sprechen hören, der mit ihm im Felde gewesen war und ungefähr in seinem Alter stehen mußte. Er sah nichts Außerordentliches darin, daß ihn sein Vater seinem alten Freunde vorstellen wollte.

Man stieg in den Wagen. Der Graf von Montreville war freundlicher gegen seinen Sohn und dieser gab sich Mühe, weniger traurig zu erscheinen. Man hielt vor dem Hause des ehemaligen Generals. Der Graf und sein Sohn ließen sich anmelden, und Herr von Valmont eilte ihnen entgegen. Sein Aeußeres stimmte auf den ersten Anblick zu seinen Gunsten. Der General war artig, höflich, und in seinen Zügen drückte sich Freimüthigkeit und Heiterkeit aus. Er flog seinem alten Freunde um den Hals, reichte Friedrich die Hand, drückte sie herzlich, und schien hoch erfreut, ihn zu sehen.

Nach den ersten Begrüßungen forderte der General die Herren auf, mit ihm in ein Nebenzimmer hinein zu gehen. — „Du hast mir Deine Familie gezeigt,

sagte er zu dem Grafen, jetzt muß ich Dir auch die meinige zeigen. Du wunderst Dich vielleicht, daß ich alter Junggeselle ... Familie habe ... sie geht mich allerdings nicht so nahe an, sie ist mir aber darum nicht minder theuer."

Mit diesen Worten führte der General den Grafen und seinen Sohn in ein Nebengemach, wo ein junges Frauenzimmer vor dem Clavier saß.

Beim Eintritt der Fremden erhob sie sich rasch. — „Constanze, sagte der General zu ihr, das ist mein Freund der Graf von Montreville und sein Sohn; meine Herren, ich stelle Ihnen hier meine Nichte ... oder vielmehr meine Tochter ... vor, denn ich liebe sie so innig als wäre sie mein eigen Kind."

Constanze machte eine anmuthige Verbeugung vor den beiden Fremden. Friedrich betrachtete sie ... er konnte nicht umhin, sie reizend zu finden. In den Zügen des Grafen malte sich ein Lächeln der Zufriedenheit ab. Ich glaube, der listige Greis hatte schon irgendwo von Fräulein Constanzen sprechen hören und verband eine Absicht mit diesem Besuche.

Constanze hatte einen feinen schlanken Wuchs, in ihrem Benehmen lag etwas Sanftes, Bescheidenes, welches für sie einnahm. Ihre Haare waren blond und ihre Gesichtsfarbe leicht geröthet. In ihren großen, blauen, von langen schwarzen Wimpern beschatteten Augen lag ein unbeschreiblicher Reiz, der Ausdruck ihres Gesichtes war liebenswürdig und offen, alle ihre Bewegungen waren anmuthig, und sie dabei so einfach; weit entfernt glänzen zu wollen, schien sie

sich im Gegentheil, der Bewunderung, die sie erregte, zu entziehen.

Die beiden alten Freunde kamen bald auf das Kapitel ihrer Kriegsgeschichten und Jugenderinnerungen, und im sechzigsten Jahre kann man lange über dieses Kapitel abhandeln. Friedrich war somit genöthigt, die Nichte des Generals zu unterhalten, und wenn man auch betrübten Sinnes ist, so mag man doch ein junges Frauenzimmer nicht gerne langweilen, man strengt sich lieber an, einen Augenblick seinen Kummer zu überwinden, damit man nicht gar zu mürrisch erscheint. Dies war auch bei unserm jungen Mann der Fall, so lange er mit Fräulein Constanze sprach; diese wußte sehr angenehm zu sprechen, und ließ aus ihren einfachen Antworten einen höchst klaren und gebildeten Geist, eine besondere Vorliebe für die Kunst, verbunden mit einer Sanftmuth und Bescheidenheit wahrnehmen, die ihre Unterhaltung sehr interessant machten. Es war kein junges Frauenzimmer, welches Alles weiß, über alles discutirt und aburtheilt, wie es so viele gibt, und die man gefällig genug ist, kleine Wunder zu nennen, weil sie zwei Stunden lang mit einer erstaunlichen Sicherheit an einem fortschwatzen, und weil es überhaupt gebräuchlich ist, Alles hübsch zu finden, was ein schöner Mund spricht, selbst wenn es der größte Unsinn wäre.

Gott bewahre euch vor Wunder, meine Leser, besonders wenn es sich ums Heirathen handelt! Nichts ist schätzbarer als das Einfache, Bescheidene, Natürliche: an das muß man sich stets halten. Diese

Eigenschaften schließen weder Geist noch Kenntnisse aus, aber sie erhöhen den Werth derselben durch die damit vereinte Sanftmuth und Bescheidenheit, die man vergeblich bei den Andern suchen würde.

Die jungen Leute sprachen über Malerei, Musik und das Landleben. Mit Einemmale sagte der General zu seiner Nichte: „Singe uns etwas, Constanze ... Setze Dich ans Clavier und lasse Dich hören; ich liebe den Gesang, es wird auch dem jungen Mann angenehm sein.“

Constanze ließ sich nicht lange bitten; sie setzte sich ans Fortepiano, sang und accompagnirte sich vortrefflich: ihre Stimme war weich und voll Ausdruck; sie hatte zwar keinen großen Umfang, allein Constanze sang mit so viel Geschmack, daß man sie nicht genug hören konnte. Friedrich hörte ihr mit vielem Vergnügen zu: nie hatte ihm eine Stimme so gut gefallen. Constanze sang mehre Stücke, bis ihr Onkel endlich sagte: „Gut, gut, Du bist gehorsam und hast keine so langweiligen Umstände gemacht, wie es gewöhnlich der Fall ist, ehe die Frauenzimmer singen. Diese Ziererereien sind mir aber auch, beim Kukuk, in der Seele zuwider.“

Der Graf und sein Sohn lobten beide Constanzens Gesang und dankten ihr dafür; sie erröthete über diese Complimente. Man war bereits seit zwei Stunden bei dem General, deßhalb verabschiedete sich der Graf jetzt. „Ich werde Dich besuchen“, sagte sein Freund zu ihm; ich habe kürzlich in der Umgegend ein kleines Landhaus für Constanze gekauft, wo sie mir mit ihren

Vögeln und ihren Gärten keine leibliche Ruhe läßt. Ich hoffe, daß Du mit Deinem Sohne auch hinkommst, ehe die schlimme Jahreszeit eintritt."

Der Graf versprach es, und fuhr mit Friedrich wieder nach Hause, ohne nur ein Wort von der Nichte des Generals zu erwähnen. Der Anblick Constanzens sollte mehr bewirken, als alle Beredsamkeit eines Vaters. Friedrich sprach auch nichts: er dachte von Neuem an die arme Stumme im Walde... Seit zwei Stunden hatte er sie beinahe vergessen... Zwei Stunden!... das will nicht viel heißen, aber Schwester Anna vergaß ihn keine Sekunde.

Drei Tage nach diesem Besuche speiste der General mit seiner Nichte bei dem Grafen von Montreville, welcher eine zahlreiche Gesellschaft eingeladen hatte. Als Friedrich erfuhr, daß Fräulein von Valmont zugegen sein werde, empfand er eine gewisse Bewegung, die er dem Unwillen zuschrieb, abermals genöthigt zu sein, seine Traurigkeit zu verbergen. War dies auch wirklich der Grund?

Der General war wie immer heiter, frei und offen, seine Nichte immer hübsch, liebenswürdig und ungezwungen. Unter einer großen Versammlung kann man leichter allein sein, als unter einer kleinen Gesellschaft; Friedrich setzte sich immer neben Constanze. Er hielt es bloß für Höflichkeit und glaubte, er sei der Nichte des Generals besondere Rücksichten schuldig; aber er konnte es sich nicht verhehlen, daß ihm Constanze unter Allen in der Gesellschaft am besten gefallen würde, wenn man ihm überhaupt noch gefallen

könnte. Mit ihr konnte man freimüthig sprechen, mußte nicht immer fade Spöttereien und leere Redensarten anhören, denn Constanze beschäftigte sich nicht bloß mit der Toilette der andern Damen, um sie zu kritisiren und zu tadeln, worin sonst der Hauptgegenstand der Unterhaltung eines jungen Frauenzimmers besteht. Bei ihr fühlte er sich wohler, heimlicher; es war ihm, als ob er sie schon lange kenne; sie lächelte so freundlich, wenn er sich neben sie setzte; ihre Stimme hatte so etwas Weiches, ihr Blick war so sanft, daß es ganz natürlich schien, ihre Unterhaltung einer andern vorzuziehen; kurz, ihre Nähe hatte etwas Anziehendes. Obwohl sich Friedrich bemühte, seine Traurigkeit zu besiegen, so blieb doch gegenüber von Constanzen etwas Schwermüthiges an ihm, das ihm gar nicht übel stand, und die Frauen lassen sich oft durch solche Mienen verführen. Wenn er so träumerisch nachsann, betrachtete ihn Constanze mit Interesse; ihre Blicke schienen ihn zu fragen: „Haben Sie Kummer?...“ und wenn sie dann mit ihm sprach, so war ihre Stimme noch weicher und ihr Wesen noch freundlicher: es war, als wenn sie, ohne dieselben zu kennen, Theil an seinen Leiden nehmen würde, oder sich bestrebte, ihn dieselben vergessen zu machen.

Mehre Damen hatten ihr Talent und ihre Stimme mit Begleitung auf der Harfe oder dem Claviere hören lassen: aber Friedrich hatte nur für Fräulein von Valmont ein Ohr gehabt. Sie hatte zwar nur eine Romanze gesungen, aber diese ausgezeichnet! Während des Singens betrachtete er sie aufmerksamer, als es

bisher geschehen war, und, sei es Zufall oder Täuschung des Herzens, er fand in Constanzens Zügen eine auffallende Aehnlichkeit mit denen der Schwester Anna ... dieselbe Sanftmuth, denselben Ausdruck, und wenn die arme Waise sprechen könnte, so würde sie ohne Zweifel auch dieselbe weiche, klangvolle Stimme haben. Während Friedrich Constanze hörte, stellte er sich vor, er höre Schwester Anna, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Von diesem Gedanken erfüllt, und da er bei genauerer Betrachtung immer mehr Aehnlichkeit in ihren Zügen vorfand, wendete er sein Auge nicht mehr von Fräulein von Valmont ab. Sie sang nicht mehr, und Friedrich setzte sich wiederum neben sie; aus seinen auf sie gehefteten Blicken strahlte eine Glut und ein veränderter Ausdruck; Constanze bemerkte es, schlug die Augen nieder und Purpurröthe färbte ihre Wangen. Wenn aber Friedrich, während er sie so zärtlich ansah, immer die kleine Stumme vor sich zu sehen glaubte, hätte er dann Fräulein von Valmont nicht wenigstens sagen sollen, daß er von einem andern Gegenstande eingenommen sei? mußte Constanze nicht der Meinung sein, der Sohn des Grafen von Montreville schenke ihr Aufmerksamkeit?

Der Abend wurde Friedrich kurz. Der General und seine Nichte empfahlen sich und kündigten an, daß sie sich am folgenden Tag in ihr Landhaus begeben werden, wo der General, wie er sagte, den Grafen und seinen Sohn mit Ungeduld erwarte.

Als sich Constanze entfernt hatte, fühlte sich Friedrich

abermals allein inmitten dieser Gesellschaft; und sobald es sich thun ließ, zog er sich auf sein Zimmer zurück, um... an Constanze zu denken? O! nein, nein, um an Schwester Anna zu denken; seine ganze Seele war immer mit der armen Kleinen beschäftigt; war es sein Fehler, wenn sich zuweilen die Erinnerung an Fräulein von Valmont mit der an die junge Stumme vermengte? Das rührte von der Aehnlichkeit her, die zwischen beiden bestand. Ein liebendes Herz findet den Gegenstand seiner Anbetung überall... sieht seine Geliebte auch wo sie nicht ist... liebt sie in einer Andern, die ihn an ihr Bild erinnert... daher muß man den sentimentalen Leuten eben so wenig trauen als den leichtsinnigen.

Mehre Tage verstrichen; Friedrich hatte immer noch keine Nachrichten von Dubourg, der wahrscheinlich noch nicht nach Paris zurückgekehrt war. Der junge Graf war immer traurig und nachdenklich, aber seine Schwermuth hatte etwas Milderes an sich. Die Erinnerung an Schwester Anna brachte ihn oft zum seufzen... Er wünschte sehnlich, sie wieder zu sehen, aber er machte keine so überhirnige Projekte mehr, wie anfangs nach seiner Rückkehr. Er hätte Schwester Anna glücklich machen... für sie sorgen... und ihr Wohl befördern mögen; aber er dachte an die Zukunft, und es schien ihm klarer als je, daß sie ihm sein Vater nie zum Weibe geben würde. Manchmal sprach er bei sich: „Was thäten wir?... was wäre die Folge dieser Verbindung?... man kann nicht immer in einem Walde leben. Der Mensch gehört in die Gesellschaft, und

Schwester Anna kann nicht vorgestellt werden... sie ist sogar mit dem Nöthigsten nicht einmal bekannt."

Arme Kleine! Warum hat er diese Betrachtungen nicht angestellt, als er Dich das erste Mal am Ufer des Baches sah?... Damals schienst Du ihm reizend, wie Du warst; Deine Unwissenheit machte Dich tausendmal besitzenswerther in seinen Augen, und jetzt ... hm!... ich wiederhole es, die empfindsamen Männer sind nicht mehr werth als die andern.

Eines Morgens machte der Graf seinem Sohne den Vorschlag, zu dem General aufs Land zu gehen; Friedrich war stets bereit, dem Willen seines Vaters Folge zu leisten, aber er ordnete eilig noch einiges an seiner Toilette. Obgleich man nicht gerade gefallen will, will man doch auch nicht Abscheu einflößen. Der Graf beobachtete die kleinste Bewegung seines Sohnes, und empfand eine gewisse Satisfaction; er ließ es sich aber nicht anmerken und sprach von Fräulein von Valmont nicht mehr als von andern Personen.

Das Landhaus des Generals befindet sich in der Gegend von Montmorenci; die Reisenden kamen gegen Mittag an. Beim Heraussteigen aus dem Wagen fühlte Friedrich ein Herzklopfen, welches er dem Vergnügen zuschrieb, ein Frauenzimmer wieder zu sehen, dessen Züge ihn so lebhaft an die Geliebte erinnerten. Er war in der That sehr aufgeregt und beim Eintritt ins Haus suchte er Fräulein von Valmont überall... Er sah aber nur den General, der sie aufs Herzlichste empfing. „Ihr müßt einige Tage hier bleiben, sagte er, ich lasse euch nicht so gleich wieder fort. Wir

schwatzen, lachen, jagen und spielen mit einander... meine Nichte muß singen und Clavier spielen, kurz, wir vertreiben die Zeit, so gut wir können."

Friedrich suchte allenthalben diese Nichte, die er nirgends sah, und da der General seinen Vater bereits wieder an einen ihrer Feldzüge erinnert hatte, somit die Unterredung lange dauern konnte, so wagte er es, sich nach Constanzen zu erkundigen.

„Sie ist ohne Zweifel im Garten, erwiderte der General, bei ihrem Vogelhaus, bei ihren Blumen oder auf ihrem Belvedere... Vorwärts, junger Mann, suchen Sie sie auf, das ist ein Geschäft für Sie; in Ihrem Alter wäre ich eines hübschen Lärvchens wegen von Paris hierher gerannt."

Friedrich machte Gebrauch von dieser Erlaubniß, ging in den Garten hinab, den er sehr schön fand und suchte Fräulein Constanze überall. Er ging am Vogelhaus vorbei, dort sah er sie nicht: nun trat er unter eine Lindenallee, an deren Ende sich das Erdreich erhob und wo man vermittelst eines Schneckenweges auf eine Art Plattform geführt wurde, von welcher aus man einer reizenden Aussicht genoß. Dieses nannte ohne Zweifel der General das Belvedere, denn Constanze saß oben; sie hatte eine Zeichenmappe auf dem Schooße und war damit beschäftigt, eine Partie des schönen Thales, welches sich hier dem Auge darbot, zu skizziren. Sie sah Friedrich nicht kommen, denn sie kehrte dem Weg, der aufs Belvedere führte, den Rücken zu; der junge Mann nahte sich daher leise und beugte sich über ihre Schulter

herab, ohne daß sie an ihrer Arbeit gestört wurde. „Sie besitzen also alle Talente?“ begann er. Constanze hob den Kopf in die Höhe, erblickte ihn, und Freude strahlte aus ihren Augen, während ihr Herz gewaltig pochte. Sie wollte ihre Zeichnung sogleich auf die Seite legen.

„Ich bitte, machen Sie fort, bat Friedrich; ich will ihre Studien nicht unterbrechen... Ich will lieber Theil daran nehmen; Ihr Herr Onkel wünscht ohnedies uns einige Tage hier zu behalten, unsere Anwesenheit soll Sie aber durchaus nicht in Ihren Gewohnheiten stören... — Und... werden Sie uns wirklich das Vergnügen machen, einige Zeit hier zu bleiben? fragte Constanze mit bewegter Stimme. — Wahrscheinlich, denn ich glaube nicht, daß mein Vater seinem alten Freunde diesen Wunsch versagen wird... Er ist zu gerne in seiner Gesellschaft. — Ich fürchte, daß Sie, mein Herr, da Sie keine Gründe zu einem Aufenthalte hier haben, bald Heimweh nach den Vergnügungen von Paris bekommen werden... Wir erhalten wenig Besuche hier... Sie werden sich langweilen... — Sie kennen mich ganz falsch, wenn Sie glauben, ich langweile mich in Ihrer Nähe... — Ach! entschuldigen Sie, ich sagte das nur... aus Fürsorge; wenn Sie übrigens Freude an der Natur, an der Musik, der Malerei und der Lektüre haben, so wird es Ihnen auf dem Lande auch gefallen...“

Friedrich antwortete nichts; er betrachtete Constanze aufmerksam, und sein Herz war von tausend verschiedenen Gefühlen bewegt; er sah in ihren Zügen ein

stets geliebtes Bild... Er versetzte sich in Gedanken in den kleinen Wald am Ufer des Baches; ein Anflug von Schwermuth verdüsterte seine Stirne; ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Erst nach mehren Minuten, wie aus einem Traume erwachend, antwortete er Constanzen: „Ja, ich liebe das Landleben sehr."

Das junge Frauenzimmer blickte ihn erstaunt an, da sie aber bemerkte, daß er nichts weiter sagen wollte, so nahm sie ihre Zeichnung wieder zur Hand, um ihre Landschaft fortzusetzen, allein Friedrichs Anwesenheit brachte sie einigermaßen in Verlegenheit; ihre Hand zitterte, wenn sie das Bleistift führte, und sie wußte nicht mehr recht, was sie machte.

Friedrich betrachtete sie fortwährend mit Schweigen; er bewunderte ihre Anmuth, ihre edle Haltung, ihre sowohl liebenswürdige als bescheidene Miene, und dachte in seinem Sinne: „Wenn Schwester Anna Erziehung genossen hätte, so wäre sie wie Constanze: sie besäße ihre Gewandtheit, ihre Talente, und würde sich auch so gut ausdrücken wie sie;" dann kam er auch allmählig zu der Ueberzeugung, daß die Erziehung, weit entfernt, der Anmuth und dem Reize eines Frauenzimmers zu schaden, diese Eigenschaften nur in noch glänzenderem Licht darstelle.

Die Unterhaltung war zwischen den beiden Leuten nicht sehr belebt, denn Friedrich verfiel oft in seine Träumereien; trotz dem verging die Zeit schnell, es schien, als ob sie gerne beisammen wären und ihnen das genüge. Friedrich hätte mit Vergnügen den ganzen

Tag Constanze betrachten und seine Vergleiche anstellen mögen. Das junge Mädchen bemerkte, daß er sie unabläßig ansah; es lag aber in Friedrichs Blicken ein so zärtlicher, rührender Ausdruck, daß ein Frauenzimmer nicht böse sein konnte, wenn man sie mit solchen Augen betrachtete.

Die Ankunft der beiden alten Freunde störte die Stimmung der jungen Leute, in der sie sich gefielen, ohne es sich gegenseitig zu gestehen. Der General wies dem Grafen alle Schönheiten seines Gartens, zu welchen auch das Belvedere gehörte. Der Graf drückte einen außerordentlichen Beifall darüber aus, denn beim Hinaufgehen glaubte er eine gewisse Verlegenheit und eine gewisse Bestürzung an Friedrich und Constanze wahrzunehmen, die nicht wenig zu seinem Wohlgefallen an dem Belvedere beitrug. Der General bemerkte nichts der Art, er stellte auch keine Beobachtungen an, wie sein Freund.

„Nichte, sagte der General, hier sind zwei Gäste angekommen; bestrebe Dich, es ihnen so angenehm bei uns zu machen, daß sie lange nicht mehr an eine Rückkehr nach Hause denken. — Ich will mein Möglichstes thun, antwortete Constanze erröthend. — Man braucht nur Sie zu sehen, Fräulein, sagte der Graf, dann ist man schon an diesen Ort gefesselt." Friedrich schwieg, blickte aber Constanze an, die, während sie sich bei dem Grafen bedankte, einen verstohlenen Blick nach Friedrich warf, gerade als wollte sie auf dessen Angesicht lesen, ob er auch so denke.

Nach Tische besuchten den General zwei Nachbarn.

Der eine war ein großer Billardspieler, der nicht eingeschlafen wäre, ohne seine Partie gemacht zu haben, der andere, etwas jüngere, hatte auch unter dem Militär gedient, sprach leidenschaftlich gerne von seinen Feldzügen und richtete dabei zuweilen eine Artigkeit oder ein Compliment an Fräulein von Valmont.

Friedrich ließ die Herren beim Billardspiele, um zu Constanzen zu gehen und sie singen und Clavierspielen zu hören. „Geniren Sie sich nicht, wenn Sie gerne bei den Herren bleiben möchten, sagte sie; wir sind ja nicht in Paris! — Wenn es Ihnen nicht mißfällt, so ziehe ich Ihre Gesellschaft vor," entgegnete Friedrich.

Constanze lächelte und es war leicht zu bemerken, daß es ihr nicht mißfiel.

Auf dem Lande und besonders bei dem General herrschte die liebenswürdigste Ungezwungenheit. Jedes unterhielt sich den Tag über nach seinem Belieben; der Graf und sein Freund machten oft Spaziergänge in der Umgegend. Friedrich blieb bei Constanzen; sie brachten dann ihre meiste Zeit im Garten zu. „Man muß die letzten schönen Tage benützen, sagte Constanze; der Winter rückt herbei, ich will meinen Bäumen, meinen Blumen und meinen Vögeln noch Lebewohl sagen. Ich sehe sie zwar wieder, es ist kein Lebewohl auf ewig. — Gehen Sie denn nicht mehr auf den Landsitz Ihres Onkels zurück? — O! nein: hier gefällt es mir besser; er hat dieses Landhaus für mich gekauft, und erlaubt mir, jährlich sieben Monate darin zuzubringen. Den Winter kehren wir wieder

nach Paris zurück. Mein Onkel ist so gut! Er thut Alles, was ich will, denn er hat mich sehr lieb!... — Wer sollte Sie auch nicht..."

Friedrich vollendete nicht; er hielt inne, als ob ihn die schon gesagten Worte ärgerten; Constanze schlug erstaunt die Augen nieder und schwieg; sie gewöhnte sich allmählig an die Seltsamkeit des jungen Mannes. Wenn er manchmal lange wortlos neben ihr saß und traurig und betrübt schien, so hatte sie es oft im Sinne, ihn nach der Ursache seines Kummers zu fragen, aber sie wagte es nicht, dann schwieg sie und seufzte auch, ohne zu wissen warum. Die Schwermuth ist zwischen zwei jungen Leuten verschiedenen Geschlechtes ein sehr ansteckendes Uebel. Oft sind solche Stunden des Schweigens gefährlicher — als ein lebhaftes, galantes Gespräch.

Indessen wurden Friedrich und Constanze mit jedem Tage vertraulicher: kaum waren acht Tage verflossen, so herrschte jener zurückhaltende, formelle, galante Ton der Gesellschaft, der übrigens nie der Ausdruck der Freundschaft oder der Liebe ist, nicht mehr unter ihnen. Der Graf sprach von der Rückkehr nach Paris und Friedrich wunderte sich, nicht selbst schon daran gedacht zu haben: diese acht Tage waren so schnell vergangen. Als er hierüber nachdachte, war er fast unwillig über sich selbst; er bereute es, vergnügt gewesen zu sein... Aber die Reue folgt immer erst hinten nach. Dann tröstete er sich wieder: „Nein, sagte er bei sich, ich habe Schwester Anna nicht vergessen... Sie sehe ich immer in Constanzen...

an sie denke ich, wenn ich die sanften Züge des Fräulein von Valmont betrachte; in ihrer Nähe glaube ich mich zu befinden, wenn sich neben Constanzen ... süße Empfindungen in mir regen."

Und wahrscheinlich war es auch mit dem Gedanken an Schwester Anna, daß Friedrich am Vorabend der Rückkehr mit seinem Vater nach Paris, als er im Garten neben Constanzen saß, ihre Hand ergriff und lange in der seinigen behielt. Constanze entzog ihm ihre Hand nicht ... sie senkte die Blicke und schien heftig ergriffen. Friedrich schwieg, drückte aber ihre Hand zärtlich, und das liebenswürdige Mädchen erwiderte ihm, vielleicht ohne daran zu denken, dieses Zeichen der Zärtlichkeit.

Dies brachte den jungen Mann in eine neue Aufregung: er ließ Constanzens Hand los ... und entfernte sich rasch von ihr; sie hob den Kopf in die Höhe, lächelte ihn, als sie seine Unruhe bemerkte, mit hinreißendem, bezauberndem Reize an, und sagte dann: „Sie reisen also morgen ab!"

Friedrich trat auf sie zu und stammelte: „Es muß sein ... ich hätte vielleicht ... schon früher abreisen sollen ... und doch ... Ach! ja, sie ... sie sehe ich immer vor Augen ... Mein Gott! ich möchte immer bei Ihnen bleiben ... ich fühle mich so wohl in Ihrer Nähe! ... Ach! entschuldigen Sie mich, Fräulein ... ich weiß nicht, was ich rede ..."

Constanze verstand diese Worte nicht recht, aber die Verliebten wissen nicht immer, was sie sagen, oder drücken sich oft sehr schlecht aus, daher entschuldigte

sie ihn gerne; weil sie Alles nach den Gefühlen ihres Herzens deutete, welches ihr sagte, Friedrich bete sie an! die Zuneigung eines Menschen kann man leicht verstehen, denn in der Liebe sprechen die Augen so deutlich als die Worte.

Drr Graf nahm seinen Sohn wieder mit nach Paris zurück und äußerte nie eine Silbe in Betreff Constanzens. Ha! Herr Graf, Sie haben Ihre Taktik los, und wissen sehr wohl, was Sie thun. — Kaum waren einige Tage verflossen, so sagte Friedrich, man sollte die letzte schöne Zeit benützen, um einen Ausflug auf den Landsitz des Generals zu machen, denn er brannte, Constanze wiederzusehen ... um an Schwester Anna zu denken.

Sechstes Kapitel.

Lünel, Dubourg und Lehnchen.

Wir haben Dubourg auf dem Wege nach Paris verlassen. Diesmal reiste er aber nicht als polnischer Edelmann; er ging bescheiden zu Fuß mit einem Stock in der Hand, den er hin und her schwang, als machte er nur einen einfachen Spaziergang. Er hatte kein Gepäck zu tragen, weil er seine ganze Garderobe auf dem Leibe hatte, dies schien ihm übrigens zu einer Fußreise weit geeigneter. Er sah die Orte wieder, durch welche sie vor Kurzem so glänzend, so nobel, so prachtvoll gekommen waren. Er ging an Herrn Chambertins Haus vorüber, grüßte diese gast=

freundliche Wohnung, und seufzte... Bei der Erinnerung an die Herrin des Hauses? o nein, bei der Erinnerung an den alten Pomard im Keller.

Indessen eilte er schnell vorüber, denn er fürchtete abermals diesen Durosey zu treffen, dessen Erscheinung sein ganzes Unglück herbeigeführt zu haben schien.

Als er in einen schmalen Weg einmündete, der auf die Hauptstraße führte, befand er sich beinahe dicht vor dem alten Lünel, der mit einem Esel, welchem verschiedene Sachen aufgeladen waren, die er gerade in Grenoble gekauft hatte, zu seiner Herrschaft zurückkehrte. Dubourg zog hastig den Hut über die Augen und schaute unter sich, weil er nicht wünschte von Herrn Chambertins Jockey erkannt zu werden. Aber im Vorwärtsgehen stieß er an den Esel und warf ihn beinahe um. — „Bist Du denn blind, Dummkopf! schrie Lünel; der Weg ist doch breit genug, und der rennt fast den Esel um!..."

Bei den Worten Dummkopf drehte sich Dubourg, der den alten Jockey nie hatte leiden können, weil er ihm während seines Aufenthaltes bei Herrn Chambertin stets mit Widerwillen gedient und sowohl ihm als Menard jederzeit Unannehmlichkeiten gemacht hatte — und in Erinnerung der Hiebe, die derselbe seinen kleinen Polen ausgetheilt hatte — rasch um, und versetzte ihm drei Streiche mit seinem Knotenstock auf den Hintern. Lünel kehrte sich zurück und rief: „Zu Hülfe! Diebe!..." Dubourgs Hut war durch die Bewegung die er gemacht hatte, in die Höhe gewichen, nun erkannte ihn der Bediente und schrie aus

vollem Halse: „Das ist der abscheuliche Woywode, der seinem Gastwirth vierhundert Franken schuldig ist... das ist der falsche Baron, welcher der Madame romantische Lichter und dem Herrn Hörner gezeigt hat... Potz Kukuk, jetzt ist er nicht so flott!...“

„Willst Du Dein Maul halten, Schurke! sagte Dubourg, nochmals seinen Stock erhebend. — Warum schlagen Sie mich nicht? — Ich zahle Dir nur heim, was Du meinen Leuten gegeben hast: ich bin es Dir schon lange schuldig. — Ihre Leute... Ihre Leute... das waren saubere Burschen... Ist das mein Trinkgeld, weil Sie mein Herr sammt Ihrem Gelehrten, der für sechse fraß, einen Monat lang beherbergt hat? — Wenn ich Deinem Herrn die Ehre angethan habe, bei ihm zu logiren, was gehts denn Dich an, Du Schuft, was hast Du zu sagen? — Ja... Sie haben ihm eine schöne Ehre angethan ... — Nimm Dich in Acht, oder ich fange noch einmal an...“ Dubourg hob abermals den Stock in die Höhe. Der alte Jockey entschloß sich daher nachzugeben. Er schwieg und schaute nach seinem Esel, um seines Weges zu gehen. Aber das Thier war während der Steitigkeit zwischen diesen beiden Herren verschwunden; es war in einen Graben hinabgesprungen, der sich am Weg hinzog, und man sah es nirgends mehr.

„Ach! mein Gott... mein Gott... wo ist mein Esel, wo ist mein Esel? jammerte Lünel angsterfüllt um sich herblickend. — Meiner Treu, ich weiß es nicht. Suche Deinen Esel, ich ziehe meine Straße. Sage

Deiner Gebieterin viele Empfehlungen von mir, und Deinem Herrn richte aus, daß wenn er mich je in Paris besuchen sollte, ich ein kleines Feuerwerk für ihn abbrennen lassen werde."

Lünel hörte Dubourg nicht an; er lief rechts und links auf dem Wege hin und her, und schrie: „Lehnchen... he! Lehnchen!..." Er verschwand hinter einem Waldwege. Dubourg verlor ihn aus den Augen, und setzte, über diese Begegnung lachend, seinen Weg fort.

Beinahe eine halbe Stunde war verflossen, seit er sich von Lünel getrennt hatte, und er befand sich fast am Ende eines Weges, der auf eine Ebene hinführt, als er etwa zwanzig Schritte von sich entfernt Lehnchen sah, die mit ihrer Last auf dem Rücken langsam vorwärtstrabte; sie rannte nach Belieben da und dorthin, stand mitunter auch stille, um eine Distel oder eine wilde Wurzel zu fressen.

„Beim Kukuk! das ist ein sonderbares Abenteuer, sagte Dubourg, sich dem Thiere nähernd; sollte mir die Vorsehung diese Eselin in die Hände geliefert haben! ich muß mich übrigens in Acht nehmen, die Behörde könnte es mißbilligen, wenn ich Geschenke von der Vorsehung annehme. Ich bin jedoch unschuldig, daß diese Eselin sich von ihrem Wege abgewendet hat... was kann ich davor, wenn sie ihrem Herrn durchgeht! Trotz dem will ich aber einen Versuch machen, sie demselben wieder zurückzuliefern."

Dubourg lief wieder eine Strecke zurück in den Wald und schrie aus Leibeskräften: „Lünel!... he! Lünel... da ist Euer Esel..."

Niemand antwortete. Dubourg schrie umsonst. Des Rufens müde, kehrte er endlich wieder zu dem Esel zurück und dachte in seinem Sinne: Nach meiner Ueberzeugung habe ich Alles gethan, was ich thun konnte, mein Gewissen fühlt sich beruhigt. Ich kann nicht wieder fast eine halbe Stunde zurückkehren... ich habe keine Lust mich noch einmal bei meinem Freunde Chambertin zu zeigen... der nicht mehr mein Freund ist. Ich will einmal sehen, was die Eselin trägt... Wahrscheinlich nichts von besonderem Werthe."

Nun untersuchte Dubourg den Inhalt der beiden Körbe, die mit einem dicken, grauen Tuche bedeckt waren. In dem einen fand er zwei Spritzen, die eine hatte eine mechanische Vorrichtung und stand darauf: für Madame; die andere war ganz einfach und hatte die Aufschrift: für den Herrn; und außer diesen eine große Schachtel, worin sich mehrere Fläschchen und kleine Pappdeckelschächtelchen befanden. — „O! o! da habe ich ja einen ganzen Apothekerkasten gefunden, sagte Dubourg; ei da ist auch ein großes Papier... Potz! das ist die quittirte Rechnung; daraus werde ich ersehen, was es für Gegenstände sind; lesen wir einmal, was darauf steht: Rechnung von Apotheker Dardanus in Grenoble: für Madame Chambertin. Ha! nun weiter: Zahnlatwerge, Salbe für's Zahnfleisch, drei Töpfchen feinste Schminke, flüssige Mandelseife, Macassaröl zum Färben der Haare, Seeigelpomade für den Haarwuchs, Philocome-Extract zur Erhaltung

der Haare, Venus-Essenz zur Zartmachung der Haut, Essigschminke für Abends, Pflanzenblau, um sich Adern zu machen."

„Ach! mein Gott! rief Dubourg, sich unterbrechend, aus, es ist ein großes Glück, daß ich diese Rechnung nicht etwas früher gelesen habe, denn sie hätte mir den Muth geraubt, der Frau von Chambertin die Cour zu machen. Weiter jedoch: Abführende Zeltchen, erweichende Pillen, niederschlagende Täfelchen... Teufel! Madame scheint sehr hitzig zu sein!... zwei Pfund Gesundheits-Chokolade... Ach! das schmeckt besser. Nun wollen wir nach den Bedürfnissen des Herrn sehen: Dreihundert Fontanellkügelchen... Ach, der Schelm! deßhalb hat er eine so frische Gesichtsfarbe... drei Flaschen Baregerwasser, Hühneraugenpflaster, Nägelsalbe, Cachougummikügelchen, Pfeffermünze, Eppich-Conserve, adstringirende Pillen, tonische Täfelchen... der Herr ist abgespannt, wie es scheint. Das ist Alles... untersuchen wir den andern Korb."

Hier fand er zuerst eine Schachtel, in der sich eine vollständig frisirte, und gelockte Perüke befand, die Madame ohne Zweifel aufsetzte, wenn sie keine Zeit hatte, ihre Haare zu machen. Dann einen Haubenkopf, worauf man die Perüke setzte, wenn man sie nicht trug. Endlich ein Paar Reiterstiefeln und ein Paar gemsenlederne Handschuhe.

„Gott weiß es, ich gehe wegen Spritzen und Pillen nicht nach Allevard zurück, fuhr Dubourg fort, als er mit der Durchsuchung fertig war, Herr und Madame müssen sich einige Tage gedulden, bis sie die

gewünschten Gegenstände erhalten... Ich eigne mir ihren Besitz an... obgleich ich nicht recht weiß, was ich mit all diesen Arzneimitteln anfangen werde... Ei! mir kommt ein Gedanke!... Parbleu, das wäre ein Mittel, diese Geschichten zu benützen und zu reisen, ohne in meinen Beutel zu greifen, der ohnehin nicht reichlich versehen ist, wer weiß, ob ich nicht mein Glück mache... Wohlan, es ist des Schicksals Wille; ich war Baron, Woywode, Komödiant, sogar ohne mein Zuthun wildes Thier, ich werde also auch Quacksalber sein können: das ist das leichteste Metier von der Welt, die angenehmste Rolle, die man spielen kann, wenn man nur Verstand, Keckheit und Beredsamkeit besitzt, und das habe ich ja... So bin ich also Charlatan... Wer ist es denn nicht in der Welt! Jeder treibt's nach seiner Weise. Die Angestellten gegenüber von den Bittstellern, die Spekulanten gegenüber von den Kapitalisten, die Pfiffigen gegenüber von Dummköpfen; Männer, die Glück machen, gegenüber von den Weibern, Koketten gegenüber von ihren Liebhabern, Schuldner gegenüber von den Gläubigern, Dichter gegenüber von Schauspielern, Buchhändler gegenüber von den Lesern und Kaufleute gegenüber von der ganzen Welt. Ich bin einer von denen, die alle Leiden heilen, die sie voraussehen, die sie wahrsagen; kurz, ich bin ein zweiter Cagliostro; ich verstehe die allgemeine Arzneikunde; ich habe keinen Helfershelfer nöthig, ich gehe ohne Betrug zu Werke; ich habe Geheimnisse entdeckt, wovon ein einziges hinreichen würde, das Glück eines Menschen

auszumachen, und verkaufe Pillen für zwei Sous, weil ich ein Menschenfreund bin."

Fest zu dieser neuen Tollheit entschlossen, trieb Dubourg seinen Esel in ein dichtes Gebüsch. Dort zog er zuerst seine Woywodenstiefel aus, die sehr abgetragen waren, und warf sie in den Wald hinein. Statt dieser zog er die großen Reiterstiefeln an, die ihm bis über die Schenkel heraufgingen, damit man in dem Pflasterhändler nicht den Baron Potoski erkenne; nun setzte er die blondlockige für Madame Chambertin bestimmte Perüke auf, an der er vorher die hintern Haare sorgfältig in einen Zof à la prussienne zusammengeflochten hatte, schmierte sich Wangen, Stirne und Kinn mit feinster Schminke ein, stieg auf Lehnchens Rücken, und ritt, beide Körbe vor sich, die seine wandernde Apotheke enthielten, seines Weges fort, indem er seinen Renner mit dem Stocke antrieb, der ihm als Reitgerte dienen mußte.

Das sonderbare Aeußere Dubourgs, sein von schönen, blonden Locken umschattetes Antlitz, der lange auf den Rücken herabhängende Zopf, seine großen Stiefeln, die er rückwärts hielt, weil ihn die Körbe sehr genirten, kurz, sein ganzes, majestätisches Wesen auf dem Esel zogen die Blicke aller Dorfbewohner auf sich. Sie riefen einander herbei, um ihn zu sehen. Die Bauern stellten sich vor die Thüre oder an ihr Fenster, um ihn zu bewundern. Dubourg grüßte rechts und links und rief mit freundlicher, wohltönender Stimme: „Meine Kinder, habt ihr irgend einen Fuß- oder Ohrenschmerz, habt ihr böse Träume, flieht euch

die Ruhe... seid ihr gestoßen worden, seid ihr blind, einäugig, taub, stumm, lahm, kommt herbei... benützt die günstige Gelegenheit! ich bin der große Meister, der große Arzt, der große Operateur!... benützet meinen Durchzug durch diese Gegend; ich komme erst in dreißig Jahren wieder hierher, und finde euch wahrscheinlich nicht Alle mehr. Kommt, meine Freunde, ich heile Alles, ich mache Alles... sogar Kinder, wenn man sie zum Voraus bestellt. Nur keine Zähne reiße ich aus; ich habe aber ein Wasser, vermöge dessen sie ausfallen, also kommt es auf eines heraus.'

Die Landleute sind im Allgemeinen treuherzig; als sie diese Worte hörten, näherten sich einige, und erzählten ihm, nachdem sie ehrfurchtsvoll den Hut abgenommen oder eine Verbeugung gemacht hatten, ihre Leiden. Wenn sich viele um Dubourg versammelt hatten, so nahm er die Spritze mit der mechanischen Vorrichtung aus dem Korbe, die er mit Baregerwasser angefüllt hatte, dann spritzte er in die Ferne, und die Landleute waren genöthigt, sich die Nase zuzuhalten; sie blieben aber dennoch stehen, weil die wunderbare Spritze die Melodie spielte: Avec les jeux dans le village und Dubourg zu ihnen sagte: „Meine Freunde, diese Zauberspritze habe ich von der Favoritsultanin des Soldans von Egypten erhalten. Sie spielt dreihundert Melodien. Da sie aber mitunter Launen hat, so wird sie heute immer dieselbe spielen. Das wunderbare Wasser, welches aus ihr hervorspritzt — und gerade nicht nach Rosenöl riecht — ist ein schnelles und zuverlässiges Mittel für die Frauen, wenn sie

Leibschmerzen haben. Ich applicire manchmal das Mittel selbst, hiezu wähle ich aber die Personen aus, weil diese Spritze nicht für eine Jede paßt."

Nach dieser Rede hörte Dubourg die Klagenden an, suchte in seiner Apotheke, und theilte die Arzneimittel aus, wie sie ihm gerade in die Hände kamen; dies geschah jedoch mit unerschütterlicher Keckheit und mit der bestimmtesten Versicherung, daß man bald Besserung verspüren werde. Er gab einer Säugamme flüssige Mantelseife, einem Fieberkranken Cachougummi, für einen Schnupfen Kugeln, die er aus dem Hühneraugenpflaster gemacht hatte; für ein Asthma Macassaröl für eine Entzündung Haarwachspomade; und für Magenleiden Essigschminke.

Nach diesem schönen Geschäfte spornte er Lehnchen an und entfernte sich so schleunig als möglich von seinen Kranken. Er war in der That nur eine halbe Stunde fort, so verspürten die armen Leute schon die Wirkung seiner Mittel. Die Einen hielten sich den Bauch, den Andern wurde es übel; Diese bekamen fürchterliche Kopfschmerzen, Jene konnten den Geruch der eingenommenen Arznei nicht mehr ertragen, und wieder Andere rannten dem betrügerischen Quacksalber nach! Der war aber über Berg und Thal und hatte nicht auf sie gewartet. Zum Glück vertheilte er seine Mittel klugerweise nur in sehr kleinen Quantitäten, sonst hätte es ernste Folgen gehabt.

Dubourg hütete sich sorgfältig in den Orten, wo er Mittag machte oder über Nacht blieb, irgend Jemand zu heilen. Nachdem nun der große Arzt auf einer

vierzehntägigen Reise etwa vierzig Stunden zurückgelegt hatte, weil er seines Handels wegen sich überall aufhielt, und sein Thier nur langsam vorwärts trabte, kam er vor einen großen Pachthof. Er hatte lange nichts mehr verkauft, denn je näher er zur Hauptstadt rückte, desto weniger fand er bei den Leuten Glauben. Er hatte sich nicht bereichert, weil er jeden Abend verzehrte, was er den Tag über eingenommen hatte; machte er gute Geschäfte, so lebte er auch gut, stets vergnügt, daß er die zurückgelegte Summe nicht angreifen mußte.

Der Anblick des Pachthofes machte Dubourg Lust, anzuhalten. Da er weder eine Trompete noch ein Waldhorn besaß, so verkündete er seine Ankunft mit der mechanischen Spritze, und schlug den Takt mit seinem Stocke auf dem Perükenkopf dazu. Die Bewohner des Pachthofes eilten herbei, unter diesen bemerkte Dubourg ein junges, rosiges, frisches Mädchen mit lebhaften Augen und niedlichen Füßchen, deren Arzt er gar zu gerne geworden wäre.

Einige dicke Viehmägde ließen sich Pflaster gegen das Fieber und sonstige Beschwerden geben. Einige Bauern erhielten Pfeffermünzküchelchen und Cachougummikügelchen gegen das Zahnweh; aber alle starrten mit Staunen diese wunderbare Spritze an, welche Musik machte, und den Perükenkopf an, der nach der Versicherung des Operateurs sprechen könne, wenn ein Sturm am Himmel sei.

Das hübsche Bauernmädchen war die Tochter des Pächters, der gerade abwesend war. Ihre Base war bei ihr, eine gute Alte, die an Träume, an Karten,

an Zauberei, an Gespenster, an Hexerei und Hexenmeister glaubte. Sie war herbeigeeilt, Dubourgs Rath einzuholen, weil sie schon seit drei Nächte auf dem Rücken eingeschlafen und auf dem Bauche aufgewacht war, worin sie etwas Außerordentliches sah. „Ich will Euch etwas geben, worauf Ihr ruhig liegen werdet, sagte unser Quacksalber, nach der jungen Bäuerin hinschielend, es sind Pillen, die ich von einem Bewohner der guinäischen Küste erhalten habe, der bisweilen acht Tage an einem fort auf dem linken Ohr schlief. Wenn man jedoch nur mäßig davon nimmt, so ruht man köstlich und hat wunderschöne... göttliche Träume!... Träume, als wäre man erst fünfzehn Jahre alt... So angenehm, daß man nicht wieder erwachen möchte. Kurz, liebe Frau, wenn man von diesen Pillen nimmt, kann man sich darauf verlassen, von irgend einer beliebigen Person zu träumen; man muß nur Nachts vor Schlafengehen rings um seinen Nachttopf herumlaufen."

„Ach! mein lieber Herr, sprach die Alte, geben Sie mir schnell von diesen köstlichen Pillen... ich werde nun alle Nacht einige nehmen... gleich heute will ich von meinem ersten Manne träumen, der viel bräver und nicht so trunksüchtig war als der zweite... Ich werde sicher um meinen Nachttopf herumlaufen, ich vergesse es nicht!..."

Dubourg gab der Alten ein Schächtelchen laxirende Pillen, die sie mit großem Danke empfing; dann fragte er das junge Mädchen, was er für sie thun könne.

„Ach! mein Herr, entgegnete das junge, hübsche Kind, als ich vor acht Tagen mit Thomas tanzte, fiel ich zu

Boden und verstauchte mir die Hand, seither kann ich sie nicht mehr so gut bewegen wie sonst; hätten Sie vielleicht etwas, wodurch das bald verginge? — Ob ich etwas habe, schönes Kind? habe ich denn nicht Alles? ... In einer Viertelstunde muß Ihr Schmerz weg sein ... und sich nie mehr verspüren lassen; ich muß Sie zu diesem Zwecke nur mit einer gewissen Pomade einreiben; ich muß aber auch eine Zauberformel darüber sprechen, und dies kann nicht vor Zeugen geschehen, dies würde der Kraft derselben Eintrag thun. Führen Sie mich in Ihre Kammer oder an irgend sonst einen Ort, wo wir allein sind, dann will ich die Heilung vornehmen."

„Soll ich, Tante? fragte die Pächterstochter. — Freilich sollst Du, entgegnete die gute Frau, gleich sogar; ziehe den guten Willen dieses großen Mannes zu Nutzen und laß Dich einreiben."

Das junge Mädchen machte keine Schwierigkeit mehr. Sie bat Dubourg, ihr zu folgen. Dieser band den Esel und seinen ganzen Kram an das Thor des Pachthofes und folgte schnell der jungen Pächterin, die ihn in ihr Stübchen führte, die Thüre hinter sich abschloß und sich vertrauensvoll der Kunst des Hexenmeisters überließ, die ihr eher komisch als abschreckend vorkam.

Die Tante ihrerseits konnte vor Ungeduld, die Wirkung der Pillen zu verspüren und von ihrem ersten Manne zu träumen, die Nacht nicht erwarten, sie ging also in ihre Stube, schluckte eine Pille, befolgte die nöthige Ceremonie und legte sich aufs Bett, wo sie mit Sehnsucht auf die Wirkung des Zaubers harrte, der sich vorläufig eben nicht durch ein Wunder kund gab.

Während die Frauenzimmer von Dubourgs Mitteln Gebrauch machten, kam der Pächter heim. Er fragte gleich, wem der Esel gehöre, der an der Thüre stehe. Man erwiderte ihm, ein großer Arzt sei auf demselben angekommen. Der Pächter forschte weiter, was denn das für ein großer Arzt sei; die Dienstleute sagten, sie wissen es nicht, es sei aber wahrscheinlich ein Zauberer, denn er habe lockige Haare wie ein Frauenzimmer, einen großen Zöpf, ungeheure Stiefeln, eine Spritze, die Musik mache und einen hölzernen Kopf, der spreche, wenn ein Sturm am Himmel sei.

Der Pächter war aber einer von den Männern, die zum Unglück weder an Hexerei noch an Zauber, noch an Magie glauben; sondern die mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören wollen, die sich nicht weiß machen lassen, daß eine schwarze Henne den Teufel herbeirufen oder daß man aus einer Schafleber oder aus Kaffeesatz oder siedendem ins Wasser geworfenem Blei wahrsagen könne. Solche Leute sind das Verderben der geheimen Wissenschaften!

Das Geschwätz der Bauersleute langweilte ihn und er fragte, wo dieser große Arzt hingegangen sei. Man sagte ihm, man habe denselben mit der Tante und mit der Jungfer Tochter ins Haus hineingehen sehen. Der Pächter eilte in die Stube der Alten, die er noch immer in Erwartung des köstlichen Traumes auf dem Bette liegend fand.

„Ach! Bruder! was machst Du doch? rief sie dem Pächter zu. Du störst mich... Du hinderst mich... eben wäre mir der Traum erschienen!... ich sah

bereits meinen ersten Mann... Wir wollten gerade die Frucht mit einander brechen... Geh, Du störst die Wirkung der Pillen, die ich eingenommen habe ... und die ich dem ausgezeichneten Manne verdanke, der vorhin angekommen ist."

„Potz Donnerwetter! schrie der Pächter, bist Du mit Deinem Geschwätz und Deinen Dummheiten noch nicht bald fertig?... Wo ist der Hexenmeister?... Der stiehlt mir meine Hasen wahrscheinlich?"

„Welcher Einfall!... er ist bei Deiner Tochter, in ihrer Stube, und spricht heilsame Worte über ihre Hand..."

„Bei meiner Tochter, mit ihr allein! tobte der Pächter. Potz Höllenelement! das muß ich sehen!..." damit rannte er hinaus und wie besessen nach dem Stübchen der Kleinen. Mit einem Stoß trat er die Thüre hinein und war ohne Zweifel nicht erfreut über die Manier, womit der große Arzt seine Tochter heilte, denn er griff nach einem Besen und fing mit Prügeln sein Gespräch an.

Dubourg war wie vom Himmel gefallen, schrie und jagte davon; das junge Mädchen weinte, der Vater fluchte und das ganze Haus war in Aufregung.

Als unser Charlatan die Knechte, dem Beispiele ihres Herrn folgend, nach den Knütteln greifen sah, dachte er nur noch auf seine Rettung; er entfloh aus dem Pachthofe und ließ seinen Esel, seine Spritzen und alle seine Heilmittel zurück. Dies war ein Glück für die Kranken, die er noch auf dem Reste des Weges, den er zurückzulegen hatte, angetroffen hätte.

Kock, Paul <<de>>,

Paul de Kock's humoristische Romane, deutsch bearbeitet von Heinrich Elsner

Bd.: 30

Stuttgart 1844

P.o.gall. 2569 l-30

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101599-0